Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Wachsmann, Karl Adolf <<von>>,

Erzählungen und Novellen

Bd.: Neue Folge, Bd. 11=2. Folge, Bd. 5

Leipzig 1841

P.o.germ. 1544 m,NF-11/12
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10122563-7

# Erzählungen und Novellen

von

C. von Wachsmann.

Zweite Folge.

Fünfter Band.

Leipzig, 1841.
Verlag von Carl Focke.

P.o. germ. 1544 m
(11,12

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

B 22

# Inhalt.


| | Seite |
|---|---|
| Die geheime Sendung . . . . . . . . . | 1 |
| Der Untergang der Scala . . . . . . | 121 |

# Die geheime Sendung.

Erzählung.

Motto:

Ihr seht meine guten Weibsbilder, wie Menschen von Verdienst gesucht werden!

Falstaff in Heinrich IV.

„Welch häßliches Land, alter Peter!" sagte der junge Schweizerritter Arnold an der Halden, zu einem bejahrten Reisigen, der sich mit dem glänzenden Atlaswamms, der mit Franzen besetzten Schärpe, dem befiederten Barret seines Herrn allerhand zu schaffen machte. — „Ich wollte wir wären daheim in unsern Bergen, und ich hörte wieder die Töne der Kuhglocken, die tausendmal lieblicher klingen als die Silberschellen, welche die Hofleute hier in Blois an den Kleidern tragen, und womit sie ein Geklingel machen, wie die Pfingstnarren auf dem Markte zu Uri. — Höre, Peter!" setzte der Ritter traulich hinzu; „was meinst Du, ob der Ohm sehr böse seyn würde, wenn wir wieder umkehrten, und sagten, es hätte uns bei Hofe nicht gefallen wollen?"

„Ei, wo denkt Ihr hin, Jungherr?" rief erschrocken der alte Kriegsmann. „Bei unserer lieben Frau von Einsiedeln, macht Euch keine solche Ge-

danken! — Was würde der alte Herr von Wattenwyl für ein Gesicht machen, wenn wir so, mir nichts, dir nichts, wieder ankämen in der Burg Firnstein, und bekennen müßten, daß wir nur vierundzwanzig Stunden am königlichen Hoflager gewesen wären, und weder die Majestät noch die Frau Mutter des Königs, ja kaum Euren mütterlichen Ohm, den Befehlshaber der Hartschiere, gesehen hätten. — Es wäre ja fast, als wenn ein Fremder in Uri gewesen, und hätte das große Horn auf dem Rathhause, das Wahrzeichen des Kantons, nicht in Augenschein genommen, ganz zu geschweigen, daß Ihr ja eigentlich hergekommen seyd, um durch Euren Oheim, den Ritter Abyberg, dem Könige Eure Dienste anzubieten."

„Du hast schon recht, Peter!" sagte in halb verdrüßlichem, halb kläglichem Tone der junge Schweizer; „aber ich bitte Dich, siehe nur einmal zum Fenster hinaus, und dann sage mir, ob hier nicht alles anders, und viel schlechter ist als bei uns. — Da liegt nun das Häuschen in dem wir uns befinden, zur Seite des ungeheuren Steinklumpen, den sie die königliche Burg nennen, auf einem abgeplatteten

Hügel, und da machen die Leute nun ein Wunder von der Aussicht in das platte, öde, langweilige Land, und auf den faulen, sich kaum bewegenden Strom! — Herr Gott! Da sollten einmal die Welschen zu uns kommen! Da sind Ströme, und Berge, und Seen, welche anzusehen die Mühe lohnt."

„Es wird Euch schon besser hier gefallen, Jungherr, wenn Ihr nur erst eine Weile hier gewesen seyd!" tröstete der Diener.

„Ach glaube das nicht, Peter!" erwiederte Arnold seufzend. „Ich habe schon ganz unangenehme Erfahrungen gemacht. — Heute früh — Du weißt es — war es meine erste Sorge, den Oheim Abyberg aufzusuchen. Er soll im königlichen Schlosse wohnen. Gut. Ich gehe dahin. Nun ist aber das Schloß ein erschreckliches, weitläufiges Gebäude. Ich gehe Gang auf, Gang ab, ich frage Den, ich frage Jenen. Da kommt Einer, der schreit: à droite! da schießt ein Anderer daher, der ruft: à gauche! ein Dritter rennt mich fast über den Haufen, und sagt: excusez! wie er schon wieder um die Ecke herum ist; endlich zeigt mir einer lachend eine Thür, aus der er herauskommt, ich gehe

hinein, und sehe ein Frauenzimmer das eben aus dem Bette steigt, und wie es mich erblickt zu schreien anfängt, als ob es auf dem Speere stäcke. Ich, ganz manierlich, will der Dame auseinandersetzen, daß sie von mir so wenig zu befürchten habe, wie von dem Herrn der eben von ihr hinausgegangen sey, aber sie bleibt in einem Schreien: à la porte! — Ah le vilain! und was dergleichen grobe und häßliche Redensarten mehr waren. — Ich machte zuletzt nur, daß ich über Hals und Kopf zur Thüre hinaus kam. — Nun gehe ich nach der Thorwacht der Hartschiere. Die werden Dir gewiß sagen können, wo ihr Befehlshaber, der Ritter Abysberg, wohnt. Kaum aber trete ich in die Halle, als einige junge Narren laut zu lachen beginnen. Seht, da kommt eine Elster! schreit der Eine. — Er stichelte damit auf mein weißes Wamms mit den schwarzen Ermeln, welches doch eine höchst anständige Tracht, und obendrein die Kantonsfarbe ist. — Erlaubt, Messire! sagt spöttisch ein Anderer, indem er auf mein breites Schwert mit dem großen Handkorbe zeigte, dieser Galanteriedegen ist wohl ein Erbstück von einem der Ritter des Königs Artus?

und wie dergleichen schelmische Redensarten sonst lauteten. — Ich dachte, ich sollte platzen, indeß bemeisterte ich meinen Zorn, und fragte nach ihrem Befehlshaber, der, wie ich ihnen sagte, mein Oheim sey. Nun wurden sie geschmeidig, und es war auch gleich Einer — eben der, der von der Elster gesprochen hatte — bei der Hand, mich zu ihm zu führen."

„Der Ohm aber nahm Euch doch gütig auf?" fragte Peter theilnehmend.

„Allerdings!" sagte der Ritter kopfnickend; „er war allerdings sehr freundlich. — Aber, Peter! Was hat mir der Mann für Lehren gegeben! — Da soll ich so sprechen, und dort wieder so. Bei Sanct Arnulph! ich weiß kein Wort mehr davon, und doch soll ich heut Abend um zehn Uhr zu ihm kommen, da will er mich erst aus dem Grunde unterrichten, wie ich mich zu benehmen habe."

„Da werdet Ihr Euch sputen müssen, daß Ihr vorher Euer Abendbrod zu Euch nehmt; es ist bereits neun Uhr, und die Sonne längst untergegangen!" bemerkte der Diener.

„Recht, Peter!" sagte der Ritter, indem er sich

mit der Hand über den Magen fuhr. Ich habe einen Hunger wie ein Wolf, und heute Mittag kaum zwei Bissen gegessen. Denke Dir Peter! Ich gehe in eine Garküche, da setzt mir die Wirthin einen Aal — ich dachte nemlich, es wäre einer — in schwarzer Brühe vor. Ich spieße ein Stückchen an. Peter hat Dir der Aal ein Maul wie ein Entenschnabel! — Ich erschrecke, frage die Wirthin, und diese sagt: Es ist eine Lamprete, Herr, und die schöne Brühe ist aus dem Blute des Thieres bereitet! — Pfui der Schweinerei! sage ich darauf, und fordere etwas Anderes. Was denkst Du Peter, was sie mir bringt? — Ein Kaninchen! — Ein Kaninchen, so wahr der Herr lebt! — Wo aber hast Du je in der ganzen Eidgenossenschaft gehört, daß die Kaninchen gegessen werden? — Mir wurde nun ganz schlecht um den Magen, ich bezahlte, ging fort, und hätte ich nicht eine Brodrinde, und ein Seidel Wein genossen, so wäre ich so nüchtern wie ein ungesäugtes Kind." —

Lange klagte noch Jungherr Arnold dem treuen Peter sein Leid auf die oben angeführte Weise, und er beruhigte sich erst dann, als ihn der alte Diener

mit den eignen Fährlichkeiten, die er, wie er sagte, in drei verschiedener Herren Ländern, nämlich zu Freiburg im Breisgau, zu Chambery in Savoyen, und zu Besançon in Frankreich ausgestanden habe, beschwichtigte, und die nun einmal von Reisen in entfernte Weltgegenden, und vorzüglich von Ritterfahrten unzertrennlich wären. Hierauf aber eilte er seufzend, um vom Ohm Abyberg sich die versprochenen Belehrungen zu holen dem königlichen Schlosse zu.

Wer von den geneigten Lesern jemals zu Blois, vor dem Präfecturgebäude, gestanden, und von dort über die mächtige, von Schiffen bedeckte Loire geblickt hat, sodann aber in das alte Schloß getreten ist, und die Thüre des Zimmers überschritt, auf dessen Schwelle der ritterlich kühne Franz von Guise, unter dem Stahle des Mörders, Blut und Leben ausströmte, wird sich einen schwachen Begriff von den Schauern machen können, die Arnold, jedoch in einer ganz andern Weise, empfand, als er im Mondscheine dem mächtigen Baue zueilte, in welchem Katharina von Medicis, und ihr schwacher Sohn, Hof hielten, und aus dessen strahlenden Hallen eine helle

Erleuchtung dem Wandernden entgegen glänzte. — Eben trat Arnold in das geöffnete Thor.

„Für wen seyd Ihr?“ rief nach damaliger Sitte ein Lanzner den Kommenden an.

„Für den König und Frankreich!“ entgegnete der junge Schweizer, und die Partisane senkte sich.

Da das Aeußere des Jünglings im Laufe des Tages in sofern ein etwas verändertes Ansehen gewonnen hatte, als die solchen Anstoß gebenden schwarzen Aermel und der mächtige Korbdegen verschwunden waren, auch Arnold in dem weißseidenen, mit schwarzem Sammt gezierten Wamms, und dem befiederten Barret, sich, bei seiner schönen schlanken Statur, recht stattlich ausnahm, so bemerkte er, zu seinem Vergnügen, an keinem der Wachehaltenden mehr das frühere spöttische Lachen, vielmehr gab sich ein junger Ritter große Mühe, dem „Messire Arnold an der Alten,“ wie er sich ausdrückte, den Weg zu dem nördlichen Eckthurme, in welchem der Ritter Abyberg wohnte, aufs Beste zu beschreiben. Leider war die Weisung unserm jungen Bekannten nur von sehr geringem Nutzen, denn, troß dem, daß er bei Tage schon den Thurm, jedoch von einer andern Seite

her, betreten hatte, war er kaum ein halbes Dutzend Treppen auf- und abgestiegen, eine Anzahl Gänge hin- und hergewandelt, als er weder aus noch ein wußte, und sich endlich, nach der Todtenstille umher zu urtheilen, in einem gänzlich unbewohnten Theil des Schlosses befand. — Lange ging er verschiedene Korridore auf und ab. Er hustete und nießte vor mehreren Thüren, in der Meinung, daß doch endlich ein lebendes Wesen erscheinen müsse; Alles vergebens. Zurückgehen, sich von der Wache einen Begleiter erbitten — so sagte er sich — dies war unmöglich. Wie würden die Spasvögel gelacht, gespottet, und, wenn nicht von der Elster, doch von, Gott weiß welchem Thiere, von Neuem zu sprechen angehoben haben. Durch Zufall blickte Arnold aus einem Fenster. Der Mondschein bestrahlte mit seiner Helle einen mächtigen Thurm, und ein schwaches Licht schimmerte aus den Fenstern des letztern.

„Das kann der rechte seyn!" sagte Arnold seufzend. — „Zwar liegt er eher westlich als nördlich, aber ich kann mich wohl täuschen, auch ist's am Besten, ich gehe den Korridor entlang darauf los, denn öffne ich eine dieser Thüren rechts oder links,

wer steht mir dafür, daß wieder ein Frauenzimmer ins Bette, oder aus demselben steigt, und daß es, bei so verdächtiger Zeit, noch dreimal gröber ist, als das von heute früh?"

So weise der gute Ritter auch argumentirt zu haben glaubte, so bedachte er in seiner Aengstlichkeit doch nicht, daß die Fährlichkeit, der er zu entgehen trachtete, ihm in einem Thurmzimmer, am Ende eben so gut wie anderswo, zustoßen konnte, indeß hatte es das Schicksal allerdings diesmal anders über ihn verhangen. Arnold ging also bis an das Ende des Korridors, aber jetzt befand er sich vor einer verschlossenen Gitterthür. Er hustete hier von Neuem, er nießte, er räusperte sich; Alles umsonst.

„Am Ende ist die Thüre gar nicht verschlossen!" sagte er, und that einen Ruck, der aber, wie es schien, mehr für die massiven Eichenthüren in seiner väterlichen Burg, wie für die Gitter in Königsschlössern, berechnet war, denn — es kurz zu sagen — Schloß und Schlüssel lagen beim ersten Ansatz vor seinen Füßen.

„Verdammt, das ist dumm!" rief der Jüngling, im ersten Augenblicke ein wenig erschrocken. —

„Aber warum verschließen sie auch die Thüren? — In Burg Firnstein ist kein anderes Schloß, als das am Burgthore, und es stiehlt Niemand etwas. — Dummes Zeug mit dem Verschließen!“

Somit ging Arnold nach dem Hintergrunde. Hier traf er wieder auf eine Thür. Er klinkte, sie ging auf.

Kaum hatte der Jüngling einen Blick in das geöffnete Gemach gethan, als er erschrocken umkehren wollte, aber bedenkend, daß sich dieses am Ende nicht schicken dürfte, faßte er ein Herz und trat ein. Ein sonderbarer Anblick erwartete ihn hier, ein Anblick, wie ihm solcher noch nirgends vorgekommen. Er befand sich in einem großen zirkelrunden Gemache, das mit sonderbaren fantastischen Schnörkeln verziert war, und in welchem eine Menge ihm unbekannter Gestelle, Maschinen, Schränke, Geräthe aller Art, umherstanden. Zwar waren einige ihm ganz entsetzlich vorkommende Gegenstände, zum Beispiel, eine an der Decke aufgehängte riesige Schlange, ein Krokodil, ja — o Graus! — sogar ein ausgestopfter Mohr, so schwarz, wie solcher nur je aus Afrika herüberkam, im Zimmer, aber alles dieses verschwand

vor den Blicken Arnolds. Seine Aufmerksamkeit fesselte etwas ganz Anderes. In sieben rings umher angebrachten Mauernischen saßen, auf eben so viel schön vergoldeten Thronen, sieben Königsbilder männlichen und weiblichen Geschlechts, mit Kronen auf den Häuptern. — Im ersten Augenblicke meinte Arnold, daß die Gestalten beseelt wären, er glaubte frevelhafter Weise in das Audienzzimmer des Königs gedrungen zu seyn, und vermuthete nichts weniger, als Heinrich dem dritten und allen Mitgliedern des königlichen Hauses gegenüber zu stehen. Schon hatte er eine tiefe Verbeugung gemacht, er hatte das Barret abgenommen, und wollte sich eben auf ein Knie niederlassen, und seine Entschuldigung vorbringen, als er bemerkte, daß die Figuren kein Glied bewegten. Sie starr betrachtend trat er dann etwas näher.

„Sonderbar!" sagte er, „Sie sind von Holz oder Wachs, oder so etwas dergleichen! — Ja, ja! 's hat seine Richtigkeit! — Es sind Heilige, und das hier ist die Schloßkapelle; nur ist's schnurrig, daß kein Altar drinn ist. — Den da kenne ich!" sagte er, indem er einem Königsbilde von riesigem Ansehen näher trat. „Es ist der große Christoffel.

Warum er aber nicht das Jesuskindlein auf der Schulter sitzen hat? — Die da kenn' ich auch!" — Er zeigte auf eine schöne, blasse Frau, mit einem Stern über dem Haupte. — „Es ist die heilige Jungfrau! man merkt's gleich an dem Kindlein, das sich im Bogenschießen übt. — Aber nein!" setzte er etwas erschrocken hinzu. „Am Ende sind es dennoch keine Heiligen! Der blasse Mann dort macht ein grimmig Gesicht, und hat ein Kind in der Hand, welches er, wie es den Anschein hat, aufspeisen will. — Ich kenne keinen Heiligen, der ein Menschenfresser gewesen wäre. — Am Ende bin ich in die Hofapotheke gerathen! — Ja, so wirds auch seyn! — Denn bedenke ich hier die Geräthschaften, die Flaschen, die ausgestopfte Schlange, und den Mohren, so ist es fast wie in der Apotheke zu Bern, wo sie auch dergleichen Dinge haben. — Aber schau! Was ist denn das?" setzte er hinzu, als er zu einem Seitentische trat. — „Eine Wachspuppe, nackt, blos in einen Königsmantel gehüllt, und eine goldene Krone auf dem Haupte. Sie liegt auf einem Sammtkissen. Und — Ei potz Tausend, das ist seltsam! — im Herzen und in jedem Arme, und

in Händen und in Füßen stecken goldne Nadeln! — Nun soll mir aber Jemand sagen" — — —

In diesem Augenblicke tönte draußen auf dem Korridor eine scheltende Weiberstimme. „Wahrhaftig, Père Jacques," rief sie, „das ist sehr unvorsichtig von Euch, die Thüre offen zu lassen! — Und Ihr, bretagnische Schlingel! Ihr seyd zu spät auf Euren Posten gezogen, sonst würdet Ihr wissen ob Jemand den Korridor betreten hat. **Tête de Dieu!** Bei der ersten Nachlässigkeit lasse ich Euch aufhängen, wie die Krammetsvögel; das verspreche ich Euch."

„Herr Gott! Das Frauenzimmer ist ja ganz toll und rasend, hier zu Lande!" sagte Arnold erschrocken zu sich selbst. „Am besten, ich trete ein Bischen hinter den Riesen mit der Königskrone, sonst wird noch die schönste Schlägerei daraus. — Ach Gott! Wäre ich doch auf Burg Firnstein, oder — wo der Pfeffer wächst!" — — —

Kaum hatte Arnold so viel Zeit gehabt, sich hinter den Riesen mit der Königskrone, den er für den großen Christoph gehalten hatte, und der Niemand anders als der Planet Mars war, zu bergen, als zwei Personen ins Zimmer traten. Die eine der-

selben war ein siebenzigjähriger Greis, mit kahlem Scheitel und, weißem Barte, in einen dunkelseidenen Talar gekleidet, die andere eine Frau über die Mitte des Lebens hinaus, doch noch sichtbare Spuren ehemaliger großer Schönheit tragend. Die Dame hatte eine königliche Haltung und einen gebieterischen Anstand, ihre Züge aber waren ein Gemisch von Härte, Stolz und List.

„Nun Père Jacques," sagte sie, indem sie sich wie erschöpft in einen Sessel niederließ, „blickt nach dem Himmel, und dann sagt mir, ob Ihr heute endlich mit Glück zu operiren hoffen könnt."

Der Alte stieg mühsam eine, von einem Vorhange verdeckte, Wendeltreppe hinan, und erst nach Verlauf einiger Minuten, während dessen die Dame mit untergestütztem Arme, wie in tiefem Nachdenken gesessen, kam er von der Platteform des Thurmes, denn dahin konnte jene Treppe nur führen, wieder herab.

„Nun wie ists?" fragte die Dame, plötzlich emporfahrend.

„Mars unsichtbar, jedoch Venus leuchtend im Hause des Lebens, Saturnus kaum zu erblicken,

und in cadente domo!" erwiederte mit tiefer, aber schwacher Stimme, der Alte.

„Dacht ich's doch!" rief mit halbgepreßten Lippen, und indem sie mit der weißen Hand grimmig auf die Armlehne des Sessels schlug, die Dame. „Es bleibt einmal wie das andere! — Diesem Menschen kann weder Himmel noch Hölle etwas anhaben."

„An der Wissenschaft der weißen Magie möchte ich, in Bezug auf ihn, fast selbst verzweifeln!" sprach der Alte. „Wie wär's auch möglich ihm beizukommen, dem Planetengünstling? Mars und Venus in steter Wechselwirkung schirmen sein verdammliches Haupt, sie wirken erdwärts auf ihn herab, in immer erneuter Stärke. — Nur mit Hülfe der Untern, ist hier zu operiren."

„Wenn Ihr keinen bessern Trost habt, so seyd Ihr ein elender Tröster!" rief heftig die Dame. — „Dort liegt sein Bild. Schon die zwanzigste Nadel durchbohrt es, und Er, — Er, den ich hasse wie den Geist des Abgrundes, blüht in Kraft und Fülle der Gesundheit."

„Dennoch bleibt es das einzige Mittel, wenn Ihr nicht äußere Dinge" —

„Ihr meint Gift oder Dolch?" sagte die Dame im vorigen Tone. „Der Satan ist mit dem Ketzer im Bunde, er hätte sonst beiden längst schon nicht entgehen können. — Geht, Père Jacques, Ihr seyd ein leidiger Tröster."

„Dennoch hoffe ich manches von einem achten Versuche!" erwiederte der Greis. „In zwei Minuten vierzehn Secunden tritt Venus außer den Gränzen seines Hauses. Sieben Nadeln, auf die Euch bekannte Weise zubereitet, sollen sein Herz zugleich durchbohren."

Die Dame versank wieder in ihr Nachdenken. Der Alte zündete die Kohlen eines Rauchfasses an, er warf irgend eine süßlich, aber unangenehm riechende Specerei darauf, und ein weißgelblicher Qualm erfüllte den Saal. Jetzt sah der Greis nach einer Sanduhr, er schien zu zählen, dann eilte er rasch zu dem auf dem Kissen liegenden Königsbilde, er schlug den Mantel auseinander, und schien sich etwas um die Puppe zu thun zu machen.

„Gehet noch einmal hinauf!" sprach jetzt die

Dame nach der Treppe zeigend. „Gehet, und betrachtet die Konstellation. Wir wollen sie aufnotiren.“

Der Alte verschwand, und kehrte erst nach einigen Minuten langsam zurück.

„Es ist nicht möglich zu observiren!“ sagte er mit zögernder Stimme. „Der halbe Horizont ist mit Wolken bedeckt, aber Mars strahlt wie ein feuriges Meteor hindurch.“

„Ha Tückischer!“ rief jetzt die Dame, indem sie erzürnt aufsprang, und die Faust ballend auf das Riesenbild zueilte, hinter dem Arnold verborgen war. — „Was hindert mich, daß ich Dich nicht mit Fußtritten von Deinem Throne stürze? — Willst Du mir ewig feindlich bleiben?“

Der süßliche, ätzende Geruch des Rauches hatte schon längere Zeit auf die Geruchsnerven Arnolds höchst empfindlich gewirkt, indessen hatte er bis dahin jede Regung zum Nießen auf's Entschiedenste bekämpft, jetzt indeß, durch die Nähe der Dame gewaltig geängstigt, vergaß er jede längere Unterdrückung dieser Regung, und kaum hatte die Dame

das letzte Wort gesprochen, als Arnold in ein Nießen ausbrach, daß das Zimmer davon erschallte.

Mit einem lauten Schreckensausruf sprang die Fremde zurück, und auch der Alte sah sich angstvoll nach der Thüre um, als Arnold mit einer halb ängstlichen, halb beschämten, im Ganzen aber höchst komischen Miene hinter dem Bilde hervortrat. — Jetzt schien die Dame neuen Muth zu fassen.

„Wer bist Du Elender, Unverschämter?" schrie sie in höchster Wuth. — „Père Jacques, holt die Wachen! — Doch nein! Wartet noch ein wenig. — Rede, Du Bösewicht, oder besser Du Tollhäusler! — Wo kommst Du her? — Nun! — Sollen Dir die Hellebarden meiner Wache die Zunge lösen?"

„Hört einmal Dame!" erwiederte Arnold ziemlich ruhig. „Ihr werft da mit Redensarten um Euch, die, wenn Ihr ein Mann wäret, Ihr wieder einschlucken solltet, oder ich wollte Euch zehn Zoll vom besten geschliffenen Stahl zu kosten geben, aber weil Ihr ein Weib seyd, so achte ich Euere Rede für lauter Wischi-Waschi, und will mir darum kein graues Härlein wachsen lassen. Eben so küm-

mert mich wenig, was Ihr von den Wachen sagt, denn wenn nicht mehr als etwa drei oder vier Mann vor der Thüre stehen, so würde ich mit ihren Spieslein, die sie Hellebarden nennen, mit Hülfe unsrer lieben Frau von Einsidlen, bald fertig werden. Wenn Ihr indessen um Auskunft fragt, wer ich sey, und was meines Gewerbes ist, so kann Euch dies Niemand verdenken, und so sollt Ihr wissen, ich bin ein ritterlicher Schweizer, heiße Arnold an der Halden, und komme her, dem Könige meine Dienste anzubieten. Wenn ich aber hier in Eure Apotheke, oder was es sonst ist, gedrungen bin, so ist es ein pures Versehen, sintemal ich meinen Oheim Abyberg aufsuchen wollte, und ich verstehe von allen den Dingen, die ich hier gehört und gesehen habe, so wenig wie eine Kuh von den Verhandlungen des großen und kleinen Raths zu Uri."

„Kannst Du mir auf Dein ritterliches Wort versichern, daß Du von Allem was Du hier gesehen und gehört, nichts begriffen?" fragte die Dame, Arnold scharf fixirend.

„Freilich kann ich es!" rief der Jüngling. „Wo Henker soll ich die Kunde von dem Krimskrams

her haben? — Aber nein! — Da hätte ich bald eine Lüge gesagt! — Eins habe ich verstanden, und wie ich denke besser als Ihr und der alte Mensch da."

„Also doch!" rief die Fremde mit funkelndem Blicke. „Rede deutlich, oder Dein Kopf steckt in einer Stunde über dem Thor des Pallastes."

„Ei zum Henker, Ihr habt eine hitzige Leber!" erwiederte der Jüngling. — „Der alte Mann dort sprach von der Venus und ihrem leuchtenden Hause. Das ist aber nur eitel dummes Zeug, denn es ist weltbekannt, daß sie mit einem Hofstaat hübscher Mädchen in einem Berge wohnt, in welchen sich Ritter Tannhäuser einst verlocken lassen, woran er, meines Erachtens nach, sehr unvorsichtig gehandelt hat."

So wie Arnold seine Rede, auf deren Inhalt er sich nicht wenig zu Gute zu thun schien, geendet hatte, sah die Dame den Ritter an, als ob sie ihn durch und durch blicken wollte, sie sprach in einer fremden Mundart einige Worte zu dem Greise, und als dieser mit Kopfnicken geantwortet hatte, wandelte sich ihre zornige Miene in die der größten Freundlichkeit.

„Mein lieber junger Mann,“ sagte sie, „Eure Freimüthigkeit gefällt mir ganz ausnehmend. Begleitet mich deshalb ein wenig nach meinen Zimmern, wo ich noch ein Weilchen mit Euch zu plaudern gedenke. Bei Eurem Oheim will ich Euch schon deshalb entschuldigen, und Letzterer würde, auf Euer Befragen, Euch morgen gewiß versichern, daß ich Euch bei dem Könige von größerem Nutzen seyn kann, wie er selbst.“

Die Freundlichkeit, mit der die Fremde diese Worte sprach, ganz besonders aber der Schluß ihrer Rede, machte einen solchen Eindruck auf Arnold, daß er mit Freuden erklärte, wie er bereit sey, der verehrten Dame überall hin zu folgen, und ihr endlich, mit etwas linkischer Galanterie, beim Abgange den Arm bot. Zwar schien dieselbe sich einen Augenblick zu besinnen, indeß nahm sie endlich den dargebotenen an, nur wollte es unserm Bekannten etwas sonderbar bedünken, daß die Dame blos die Hand auf seinen Unterarm legte, eine Geleitsart, die ihm bis dahin noch nirgends vorgekommen war.

So wie der Jüngling mit der Dame das Gemach verlassen hatte, und der Weg vor den beiden

Schildwachen vorbei führte, — ein Umstand, der sich auf den weiten Gängen und Korridoren noch oft wiederholte — salutirten die Wächter, indem sie die Hellebarden zur Erde senkten; eine Höflichkeit, die den jungen Mann nicht wenig frappirte, da bis dahin — die Spasvögel von gestern ausgenommen — Niemand von ihm Notiz genommen hatte, aber wie groß war erst sein Erstaunen, als er mit seiner Begleiterin eine Halle durchschritt, welche mit mehr denn zwanzig Rittern angefüllt war, und die sich Alle — der, der von der Elster gesprochen hatte, war auch dabei — fast bis zur Erde verneigten.

„Es ist doch hübsch bei Hofe!" dachte Arnold, indem er die so höflichen Ritter durch Zunicken auf's freundlichste grüßte. „Was das Alles für liebe Menschen sind! — Anfangs mag es wohl schwer seyn, sich zurecht zu finden — das dumme Gerede wegen meinem Anzuge beweißt es, und auch die Dame that vorhin häßlich genug — wenn man aber einmal bekannt ist, dann wissen die Hofleute Einen auch zu schätzen." —

Unter solchen Gedanken, war Arnold mit seiner

Begleiterin durch eine Reihe Zimmer gewandelt, von denen eins immer schöner wie das andere war. Die herrlichen Tapeten, die Teppiche, die vergoldeten Meubles, Alles erschien unserm Bekannten neu und reizend. Er glaubte sich in einem Zauberpallaste. Doch das Allerbeste sollte nachkommen. — Eben war man wieder ein weites Zimmer durchschritten. Zwei blondgelockte, prächtig gekleidete Pagen öffneten ein anderes.

„Wir sind zur Stelle!" rief die Dame, und trat am Arme ihres Begleiters ein.

Wer beschreibt das Erstaunen des Letztern über den Anblick, der ihn hier erwartete! — Nicht die Pracht des Goldes, der Seide, der köstlichen venetianischen Spiegel war es, was den jungen Schweizer blendete, nein, sechs junge Mädchen, so schön, wie sich solche nur die Phantasie eines jungen zwanzigjährigen Mannes ausmalen kann, befanden sich, auf das reizendste gekleidet, in dem Gemache. Was das Ganze dem jungen Manne um so zauberischer erscheinen ließ, war, daß die reizenden Geschöpfe auf eine Art geschmückt erschienen, die ihm bis dahin noch nicht vorgekommen war. Ihre Gewänder um-

schlossen so malerisch, so nett, so verführerisch den blühenden Leib, daß keiner ihrer natürlichen Reize dadurch verloren ging, vielmehr jeder noch auf's Aeußerste gehoben wurde. — War es Zufall, war es ein Zauber, Arnold wußte es nicht, aber höchst sonderbar kam es ihm vor, daß zwei der sechs anwesenden Schönen blond, zwei braun, zwei brünett, und alle sechs ziemlich gleichförmig, jedoch mit Rücksichtnahme auf die Verschiedenheit des Haares und der Hautfarbe, verschiedenfarbig gekleidet waren.

Kaum war die Begleiterin Arnolds an dessen Arme ins Zimmer getreten, als die sechs Schönen mit Enthusiasmus auf die Dame zueilten, und den Saum ihres Kleides an ihre Lippen drückten.

„Guten Abend, Kinderchen!" rief die Dame freundlich. „Nun, Ihr habt mich wohl längst erwartet? Besonders Du, Du wilde Alix, oder Du, meine geschäftige Margot? — Ja, ich bin lange geblieben; aber dafür bringe ich Euch auch einen jungen Herrn mit, einen edlen Schweizerritter. — Nehmt aber Eure Herzchen in Acht, Kinderchen; Ihr werdet es nöthig haben. Vor Allen Du, Isabelle!" — Sie richtete ihre Rede an eine

schwarzgelockte, schöngeaugte Sylphide, die sich schnell hinter ihre Gespielinnen versteckte — „Du hast es nöthig, vorsichtig zu seyn; die blonden Männer waren Dir immer gefährlich. — Ich werde Dir," schloß sie scherzend, „meine sanfte Fredegunde zur Aufseherin setzen müssen. Die kleine blonde Burgunderin wird den Ritter nicht aus den Augen lassen, wäre es auch nur aus einer kleinen Eifersucht."

Arnold wußte gar nicht, wie ihm geschah. — War das die Frau, die noch vor einer halben Stunde seinen Kopf über dem Thor aufstecken lassen wollte? — Träumte er? — War er wahnsinnig geworden?

„Nun mein junger Freund," sagte sie endlich, indem sie sich auf ein Ruhebett niederließ, und ihn mitten im Kreise der Mädchen sich niederzulassen nöthigte, „Ihr sprecht kein Wort! — Gefällt es Euch nicht in meiner freundlichen Wohnung? — Wo denkt Ihr, daß Ihr Euch befindet?"

„Madame!" erwiederte Arnold leuchtenden Auges. „Ihr mögt wohl vorhin recht gelacht haben, als ich des Tannhäusers, der in einen Berg geführt worden, erwähnte; denn jetzt sehe ich deutlich ein, Frau Venus wohnt nicht in einem dunklen Felsenloche,

sondern, wie der alte knickbeinige Mann sehr richtig bemerkte, in einem leuchtenden herrlichen Hause."

„Ei seht einmal! — Wie galant! — Kennt man in Euren Bergen auch den Honigseim der Schmeichelei?" rief lächelnd die Herrin des Gemachs.

„Hier ist nichts Geschmeicheltes!" entgegnete Arnold treuherzig lachend. „Ich wette darauf, daß Frau Venus bei ihrem Hofstaat nichts Aehnliches aufzuweisen hat, vielweniger Etwas, das diese jungen Damen hier in Schatten stellt, und Ihr, Madame — bei Sanct Arnulph! — Ihr müßt vor zwanzig Jahren ebenfalls wunderhübsch gewesen seyn."

Die Herrin der Wohnung lächelte wohlgefällig über das so offene Bekenntniß des jungen Schweizers, und fuhr fragend fort:

„Da Ihr denn gestehet," sagte sie, „daß meine jungen Schützlinge Euren Beifall haben, nun so gebt noch einen größern Beweis Eurer Offenheit, und sagt uns gerade heraus, welche von Allen Euch am Besten gefällt."

Die Mädchen kicherten, und zischelten verstohlen.

„Meiner Treu, Madame, Ihr thut da eine verdammt kitzliche Frage!" erwiederte Arnold, jedoch

wenig verlegen im Kreise der Schönen umher=schauend. — „Erlaubt mir indeß ein Gleichniß. — Mein Oheim Wattenwyl stattete mich bei meiner Abreise mit ein paar herrlichen Streitrossen aus; das eine ein stattlicher Friese, groß, schlank von Schenkeln, ist ein prächtiger Rappe, das zweite ein Apfelschimmel, nicht so hoch, aber schön gemähnt und feurig wie der Blitzstrahl, ist arabischer Abkunft. Beide Rosse sind ein paar liebe Thiere, und ich bin stolz auf ihren Besitz. Nun seht, Madame! Wenn ich am Tage des Kampfes gerade auf dem Rappen säße, so wüßte ich nicht, was mich veranlassen sollte, abzusteigen, um mich des Schimmels zu bedienen, und hinwieder, wenn ich den Schimmel ritte, würde es mir nicht einfallen, diesen zu verwerfen, um den Rappen zu wählen."

Der gute Ritter hatte unstreitig gemeint, etwas sehr Geistreiches gesagt zu haben, er blickte im Kreise umher, aber es kam ihm doch etwas bedenklich vor, daß die Mädchen hinter den vorgehaltenen Händen sehr lebhaft kicherten, und auch die Dame lachte überlaut.

„Ihr seyd recht originell!" rief sie endlich, als sie etwas zu Athem kam. „Euer Gleichniß hat we=

nigstens den Reiz der Neuheit, und ich liebe das Neue. — Sagt mir indeß, wenn Ihr gezwungen würdet, Euch zu entscheiden, welche von den hübschen Kindern Euch am Besten gefällt; welche würdet Ihr wählen?"

„Diese dort!" antwortete der Ritter mit einer Dreistigkeit, die er sich hinterher selbst nicht erklären konnte, und indem er auf die früher erwähnte reizende Brünette zeigte. — „Da sie, wie Ihr sagt, die blonden Männer vorzieht, so ist es nicht mehr als billig, daß ich mich für die dunkelhaarigen Mädchen erkläre."

„Ei seht doch! — Wie keck!" — rief scherzend die Dame. „Nun, Ihr habt keinen üblen Geschmack! — Hundert junge Männer am Hofe theilen Eure Meinung, aber Isabella ist spröde. — Bei Alle dem! — Wer weiß — wer weiß! Ihr seyd ein Fremder, und die Französinnen lieben das Fremde. — Indeß, genug des Scherzes! — Geht, Kinderchen!" dies sagte sie zu den Damen — „Ich habe mit dem Ritter etwas Ernstes zu besprechen."

„Ritter Arnold!" fuhr die Dame fort, als Beide allein waren, und ihr Gesicht nahm auf einmal einen ganz andern Ausdruck an. „Ihr sucht also

Dienst beim Könige? — Nun wohl! Ihr gefallt mir. Ihr sollt Dienste haben, und ich werde Euer Glück machen."

„Madame!" rief der junge Mann hoch überrascht. „Diese Gnade — diese Huld" — —

„Nichts davon!" sagte kalt und ernst die Vorige. „Glaubt indeß nicht, daß ich jedem jungen Manne, der aus der Fremde hierherkommt, so ohne weiteres, meine Protection verspreche. Daß ich bei Euch eine Ausnahme mache, geschieht — weil ich es so will. Haltet es für eine Weibergrille, eine Laune, oder besser, denkt gar nicht darüber nach. — Mit einem Worte, Ihr werdet angestellt, und wenn Ihr binnen Jahresfrist durch kühne That, wozu Ihr sogleich Gelegenheit finden sollet, bewiesen habt, daß Ihr der Gunst des Königs und der meinigen werth seyd, so habt Ihr eine Commandantschaft, die jährlich zehntausend Livres Tournois einbringt."

„Madame!" rief Arnold vor Entzücken außer sich. „Wie soll ich" —

Die Dame legte einen Finger, zum Zeichen des Schweigens, auf den Mund.

„Nichts sollt Ihr, als das, was ich Euch sage!"

und es lag etwas Hartes, Befehlendes in dem Tone. – „Zwei Dinge habt Ihr vor Allem zu beobachten. Euer Glück ist gemacht, wenn Ihr sie sorgfältig befolgt, unglücklich seyd Ihr, wenn Ihr nur eines Haares Breite davon abweicht. — Das Erste ist, daß Ihr keinem Menschen Etwas von unserer Unterredung mittheilt, ja alle Nebendinge dergestalt zu vergessen sucht, daß Ihr Euch nicht einmal um meine Person, meinen Namen, erkundigt. Das Zweite, daß Ihr das, was Euch der König als Euern Probedienst anbefehlen wird, unbedingt, und ohne darüber nachzugrübeln oder zu fragen, vollziehet."

„Beides will ich als die heiligste Pflicht ansehen!" rief feurig der junge Ritter.

„Wohlan!" sagte die Dame, und ihr Auge ruhete mit Zufriedenheit auf Arnold. „Ihr könnet Euch — ich nehme die Verantwortung auf mich — in diesem Augenblicke bereits als in des Königs Dienst betrachten. Stellt Euch deshalb morgen früh 9 Uhr in der Antichambre des Königs ein. Ihr sprecht dort mit Niemand ohne die dringendste Veranlassung. Es wird sodann Jemand zu Euch treten, und sagen: „Es ist schönes Wetter heute!" — Ihr antwortet ihm:

„Der Wind streicht über die Loire!“ — Der Mann verläßt sodann das Zimmer, und Ihr folgt ihm, wohin er Euch führen wird. — Wahrscheinlich,“ fuhr die Dame in tiefem Nachdenken fort, „werdet Ihr selbst das Antlitz des Königs schauen, und aus seinem Munde Euren Auftrag hören. Dieser Auftrag wird zu einer Reise lauten, und dort, wohin man Euch senden wird, wird es sich zeigen, ob Ihr die Gnade des Königs und mein Wohlwollen verdient, indem Ihr zu einer großen That, zu einer That, wovon das Wohl und Wehe Frankreichs abhängt, erlesen seyd. Glückt Euch die That, die man von Euch verlangt, so eilet von dem Schauplatze derselben sogleich nach dem alten Schlosse von Plessis bei Tours. Wenn Ihr Euch dort meldet, so nennet nicht Euren Namen, sondern sagt dem Commandanten blos, Ihr wäret ein „Getreuer Katharinens“ und erwartet das Weitere. In weniger als einem Tage und Nacht bin ich dann selbst in Plessis, und mich begleitet — Isabella.“

„Ihr sollt keinen Unwürdigen Euch verflichtet haben, Madame!“ rief Arnold entzückt. „Möge der König mir das Schwerste auferlegen, es soll

ausgeführt werden, wenn guter Wille, ein starker Arm und ein gutes Schwert dazu hinreichen."

„Das ist der Fall!" rief mit festem Tone die Dame. „Mit dem, was Ihr nanntet, wird die That vollführt. — Dem Manne, der diese Eigenschaften besitzt, ist in unserm Frankreich nichts unerreichbar. — Geht jetzt! — Zeigt, was Ihr vermögt! — Euer Glück und Euer Unglück liegt in Eurer eignen Hand." —

Mit einer wohlwollenden Miene reichte die Dame jetzt ihre Hand dem jungen Manne zum Kusse dar. Heftig drückte Arnold diese an die Lippen, und eilte sodann, von einem Pagen durch eine Reihe Zimmer, die Treppe hinab nach einer Seitenthür, die in den äußern Schloßhof führte, geleitet, nach seiner bescheidenen Wohnung.

Den größten Theil der Nacht brachte der junge Mann in seinem Zimmer auf und abwandelnd zu. Die Vorgänge des heutigen Tages waren inhaltreicher als sein ganzes voriges Leben gewesen. Wie lächelte er über sich selbst, daß er vor wenigen Stunden noch an die Rückreise nach der Heimath hatte denken können. Wie schaal, wie einförmig erschien ihm jetzt

sein Leben auf Burg Firnstein. Dort nichts als das einförmige Leben des Landmanns, des Senners, kaum dann und wann durch eine Landesversammlung, durch das Vergnügen der Jagd, ein wenig aufgeregt; hier ein glänzender Hof, die Aussicht auf Thaten, auf Ehren, und — denn dies hatte ja die Dame deutlich durchschimmern lassen — auf den Besitz Isabellens. — Eine ungewisse Helle zuckte schon auf den Wellen der Loire, als Arnold erst sein Lager einnahm.

Kaum war die Sonne im Osten emporgestiegen, als Arnold den Oheim Abyberg aufsuchte. Er entschuldigte sich bei dem grämlichen Alten, daß er gestern durch dies und das verhindert worden, sich einzufinden, um die ihm zugedachten guten Lehren in Empfang zu nehmen, und er seufzte tief auf, als er sich überzeugte, daß er, was die Menge derselben anbelangte, durch den unfreiwilligen Verzug nicht zu kurz gekommen sey. Eingedenk dem Versprechen, welches er der Dame gegeben hatte, verschwieg er dem Oheim alle ihm zugestoßenen Abentheuer, und lächelte nur, als Letzterer sagte, daß er sich bemühen wolle, ihm im Laufe einiger Wochen eine Audienz bei dem Könige zu verschaffen, um, was übrigens ungemein

schwierig sey, eine Anstellung bei Hofe oder im Heere zu erlangen. — Kaum nahete sich die neunte Stunde, als der Jüngling, so gut es immer angehen wollte, sich von dem Oheim loszumachen suchte und nach den Zimmern des Königs eilte. Nachdem er viele Säle und Gemächer, in denen sich Pagen, Lakayen und andere Hofleute herumtrieben, durchwandelt hatte, kam er endlich in ein nicht allzugroßes Gemach, in welchem mehrere Ritter und Höflinge höhern Ranges versammelt waren. Getreu den Instructionen, die er von der Dame empfangen, mischte Arnold sich so unbemerkt wie möglich unter die Anwesenden, doch konnte er nicht verhindern, daß einige Hofleute, die er, als er am Arme der Fremden vorige Nacht die weiten Gänge des Schlosses durchschritt, gesehen zu haben sich erinnerte, nach und nach zu ihm traten, und ein Gespräch anzuknüpfen suchten. Der junge Mann richtete, der empfangenen Weisung gemäß, seine Reden so vorsichtig wie möglich ein und die Unterhaltung gerieth schon in Stocken, als ein Mann ins Zimmer trat, in dem er, wiewohl jener eine veränderte Kleidung trug, den greisen Gefährten der Dame in voriger Nacht erkannte.

Da dem Alten von allen den Anwesenden eine besondere Aufmerksamkeit gezollt wurde, obgleich derselbe eine sehr demüthige Haltung beobachtete, so glaubte Arnold, seine Neugierde befriedigen zu können, ohne gegen die empfangenen Vorschriften zu sündigen, wenn er sich bei einem der Umstehenden, Hinsichts des Alten, erkundigte.

„Verzeiht, Messire!" sagte er deshalb, so gleichgültig wie möglich scheinend, zu einem Nachbar. „Wer ist der alte Herr in schwarzer Kleidung, der dort im Zimmer herumtrippelt, und so leise spricht?"

„Kennt Ihr ihn nicht?" erwiederte der Gefragte verwundert. „Es ist der Doctor Jacques la Barre, gewöhnlich Père Jacques, der Teufelsbanner, genannt. — Aber geht! — Geht! — Ihr wollt mich foppen! — Kamet Ihr nicht gestern aus dem astronomischen Thurm, und zwar als Geleitsmann der" —

„Es ist schönes Wetter heute!" zischelte es in diesem Augenblicke zur Seite Arnolds. Rasch wendete sich der Jüngling nach dem Sprechenden. Er erblickte Père Jacques an seiner Seite. — —

Zwar war Arnold ein wenig überrascht, doch ein stechender Blick des kleinen grauen Auges brachte ihn zur Besinnung, und er antwortete: „Das Wetter ist schön genug, aber es streicht der Wind über die Loire." —

Der Alte lächelte, verbeugte sich, und trippelte weiter. Nach einer Weile ging er langsam zu einer Seitenthüre hinaus. In wenigen Secunden folgte ihm der junge Mann so unbemerkt wie möglich.

Es war ein langer halbdunkler Gang, in dem sich Arnold nun befand. Der Greis ging schweigend vor ihm her, endlich stand Letzterer still.

„Ihr werdet den König sehen!" zischelte er halb laut. „Sr. Gnaden sind gewöhnt, bei jetziger Sommerhitze etwas leicht gekleidet umher zu wandeln, auch haben Sie sonst einige kleine Eigenheiten, die dem, welcher nicht von der tiefen Weisheit unsers Herrschers durchdrungen ist, etwas sonderbar vorkommen dürften. Hütet Euch daher, junger Mann, durch irgend ein Wort, einen Blick, eine Miene, eine Ueberraschung kund zu geben, thut vielmehr bei Allem, was Ihr sehet, als ob Ihr es schon hundertmal gesehen hättet, uud als ob es gar nicht anders seyn

könnte. Auch werdet Ihr gut thun, so wenig wie möglich zu sprechen, vor Allem aber um nichts zu fragen — versteht Ihr? — denn das wäre gegen den Respect. Auch müßt Ihr Euch benehmen, als wäret Ihr bereits von Allem unterrichtet, was er Euch auftragen wird, und da" —

„Aber, werther Herr!" unterbrach Arnold etwas ängstlich den Sprechenden. „Das wird wohl ein dummes Ende nehmen. Ich weiß ja nicht das Allergeringste."

„Hättet Ihr mich ausreden lassen, so wüßtet Ihr, so viel Euch Noth thut!" sprach der Alte etwas barsch. „Ihr geht mit diesem Briefe nach Courtenay in Bretagne, und dort erhaltet Ihr von dem Ritter Pierre Ducoudray so viel Auskunft, als Ihr braucht. — Ihr müßt wissen, mein lieber junger Mann," fuhr der Alte in einem sanftern Tone fort, „daß die Großen dieser Erde sich lieber errathen lassen, als sich aussprechen. Dazu kommt nun, daß Sr. Gnaden der König gewohnt ist, sich manchmal etwas zweideutig auszudrücken, ja es kommt wohl vor, daß er seine Meinung — wiewohl immer äußerst weise — in kurzer Frist zwei, dreimal än=

dert; Ihr könntet also leicht in irgend eine Verlegenheit gerathen, wenn Ihr Euch an eine Rede, an ein flüchtig gesprochenes Wort, und nicht an die Instruction hieltet, die Ihr an Ritter Ducoudray überbringet. Da man Euch also an Ort und Stelle reinen Wein einschenken wird, so wäre es ganz überflüssig, hierüber etwas zu verhandeln, was sich dort von selbst ergeben muß. — Aber genug! — Wir sind zur Stelle."

Beide Wandelnden traten jetzt in ein Zimmer, aus dem man durch geöffnete Thüren in eine lange Reihe Gemächer blicken konnte. Père Jacques bedeutete den Ritter durch einen Wink der Hand, hier zu verweilen, ging leisen Trittes in jene Zimmerreihe, und war in wenig Augenblicken wieder zurück.

„Ich verlasse Euch!" sagte er eilig. „Ich erwarte Euch draußen auf dem Korridor. Der König wird gleich hier seyn. — Bei Eurem Leben! keine Uebereilung, kein unbedachter Blick, kein unvorsichtiges Wort! — Wer auch aus jenem Gemache treten mag, es sind Seine königliche Gnaden! Keine Seele ist sonst hier! — Ihr laßt Euch vor ihm auf ein Knie nieder, und erwartet seine Anrede. —

Nochmals, stoßt Euch nicht an seinen Anzug! — Er hat etwas eigenthümliche Gewohnheiten.“ —

„Dummes Geschwätz!“ sagte Arnold zu sich selbst, als Jener das Zimmer verlassen hatte. „Was er nur will mit dem Gerede von der Kleidung? Er hält mich für ganz unerfahren. — Ja, wart' ein Bischen! — Ich habe zwar in meinem Leben keinen lebendigen König gesehen, aber dafür hatten wir genug gemalte auf Burg Firnstein. Da war der König Herodes, die heil. drei Könige aus dem Morgenlande, Kaiser Karl der Große, und der Chan von Katai, Summa zwei wilde und vier zahme, wenn man nämlich den Chan und den Mohren als wilde rechnet. Freilich waren sie sehr verschiedenartig anzuschauen, aber ein Hauptkennzeichen hatten sie alle; es ist die Krone, und selbst der Chan hatte eine auf der Pudelmütze. Es bedarf also weiter nichts, als daß ich dem Herrn nach dem Kopfe sehe, und mich um das Untertheil unbekümmert lasse.“

Der gute Ritter würde noch lange Zeit auf diese Weise über die Kennzeichen der Majestät philosophirt haben, wenn nicht in diesem Momente sich in den innern Zimmern lautes Hundegebell und menschliche

Fußtritte hätten hören lassen. Den Eintritt des Königs erwartend, ließ sich indeß der Ritter, der lieber etwas zu viel als zu wenig thun wollte, vorläufig auf ein Knie nieder — aber er ward fast zur Salzsäule, bei dem sonderbaren Anblicke, der ihn jetzt erwartete. —

Eine Figur, von der man nicht sagen konnte, ob sie eine männliche oder weibliche sey, erschien auf der Schwelle. Die Gestalt trug nichts als ein Hemde von feiner Leinewand, das kaum bis an die Knie reichte, und die blos mit einer Art Pantoffeln bedeckten Füße fast gänzlich bloß ließ, auf dem Leibe. Wunderbar stach von dieser Bekleidung der Kopf der Figur ab. Es war nämlich das ziemlich lange Haar zu einer Art Kegel auffrisirt, und dieser Haarputz mit einem goldglänzenden Puder überstreut. Der auffallende Anblick dieser Coiffure ward durch den Umstand, daß das Gesicht der Figur auf beiden Backen und dem bartlosen Kinn dunkelroth, und fast in zirkelrunden Flecken geschminkt war, noch überraschender, das Aergste aber schien unserm Ritter, daß die Gestalt einen länglichen Korb, in welchem sich ein Nest blinder, unaufhörlich quikender

junger Hunde befand, an einem seidenen Bande über den Nacken gehangen, vor der Brust trug *). Ein struppiger Köter, wahrscheinlich die Mutter der Kleinen, fuhr in diesem Augenblicke heftig bellend auf den Ritter zu, und wollte ihn eben an der Kleidung zu zausen anfangen, als die Figur mit heller Stimme zu rufen anfing."

„Heda, Mignonne!" schrie sie. „Laß ab Du Teufelskröte! — Steht auf, Ritter, Wir erlauben es Euch! — He! Wirst Du ihn lassen! — Was man doch mit den Hunden für Noth hat!"

Arnold wußte kaum, wie ihm geschah. Er blickte bald auf den Haarkegel, bald auf die bloßen Füße des ihm Gegenüberstehenden. Letzterer reichte ihm indeß die Hand zum Kusse.

„Ihr seyd also der junge Schweizer, der Uns so überaus empfohlen worden?" sagte der König — denn Arnold überzeugte sich, wiewohl mit größtem Erstaunen, daß es Niemand anders seyn konnte. „Wie ich höre, sollt Ihr ein ganz besonders scharfsinniger, und brauchbarer junger Mann seyn!"

---

*) Historisch. Vide: Sully's Memoiren ꝛc.

„Gott weiß, wer ihm das gesagt haben mag! Der Herr wende Alles zum Besten!“ seufzte Arnold.

„Man rühmt Euch als besonders anstellig in heimlichen Aufträgen! — Laß ihn Mignonne! — Das närrische Thier denkt, Ihr wollt ihm die Jungen rauben. — Da nun wichtige Staatsgründe eine solche Sendung — Aber sagt mir Ritter Alten — denn so heißt Ihr ja wohl — läßt man bei Euch den Fanghunden von dieser Race die Ohren, oder schneidet man sie ihnen ab?“

„Man dreht sie ihnen ab, Ew. Gnaden zu dienen!“ erwiederte der Jüngling, sich kaum etwas von seinem Erstaunen erholend.

„Man dreht sie ab!“ rief überrascht der König. „Ei seht einmal! Das ist eine komische Operation. — Wäre ich nicht so eben mit Staatsgeschäften besonders überhäuft, so müßtet Ihr mir auf dem Flecke eine Probe Eurer Geschicklichkeit ablegen, indeß soll dies späterhin unfehlbar geschehen. — Ja! beinahe hätte ich vergessen weshalb Ihr hier seyd! — Ihr werdet also nach der Bretagne abgehen, und kennet Euern Auftrag?“

Arnold murmelte etwas von schriftlicher Instruction.

„Es ist eine fatale Maasregel, zu der Wir so zu sagen gezwungen sind!“ sagte der König, indem er im Zimmer auf und abging, und durch einen Wink der Hand Arnold befahl, ihn zu begleiten. „Ich wollte es gäbe einen andern Ausweg! — Pfui Mignonne! Man kann vor dem Hunde gar nicht zu Worte kommen. — Auch ist es doch einmal mein Verwandter. — Was die Hunde quiken! — Und dann liebe ich auch die blutigen Maasregeln eben nicht. — Freilich behauptet die Königin, daß es kein anderes Mittel gebe, aber Blut bleibt doch immer Blut. — Hört einmal! Haben die Hunde viel auszustehen, wenn ihnen die Ohren abgedreht werden?“

„Das ist keineswegs der Fall!“ entgegnete Arnold. „Es scheint nicht sehr schmerzhaft, und hat vor dem Abschneiden den Vortheil, daß der Stumpf nicht nachwächst.“

„Ihr seyd ein sehr erfahrner junger Mann!“ sagte der König überaus gnädig. „Ich finde, daß man mir in Betreff Eurer keine Unwahrheit gesagt

hat. — Indeß wieder auf Eure Sendung zu kommen! — Da der Euch bekannte Beschluß, nun einmal aus gewichtigen Staatsgründen — wenigstens behauptet dies die Königin — unumgänglich nothwendig geworden, so werdet Ihr gut thun, Euch gehörig darauf vorzubereiten, und da Euer Weg Euch bei der berühmten Abtei aux Prés vorbeiführt, so wird es angemessen seyn, wenn Ihr für den Ausgang Eures Vorhabens — das Ihr natürlich nicht anzugeben brauchet — etwa ein Dutzend Messen lesen lasset. Den Betrag" — er langte in den Hundekorb — „findet Ihr in diesem Beutel, und ich denke, es wird noch etwas Erkleckliches übrig bleiben."

„Ew. Gnaden — diese Güte" — sagte Arnold. „Laßt! — Laßt!" rief der König. „Küßt mir nicht die Hand! Mignonne möchte Euch sonst wieder auf den Hals springen. Und noch eins, junger Mann! Was einmal unumgänglich nöthig ist, macht es auf eine geschickte Weise ab. Er ist doch einmal mein naher Verwandter, und ich habe eigentlich keinen besondern Haß gegen ihn, aber freilich — was einmal seyn muß, das muß seyn, und die Kö=

nigin sagt, es sey unvermeidlich. Auch könnt Ihr die Hälfte der Messen allenfalls gleich für ihn lesen lassen; Ihr braucht ja seinen Namen nicht zu nennen, und auch nicht erst zu erwähnen, daß er ein Ketzer gewesen sey, und noch ist. — Versteht Ihr mich?"

Arnold verbeugte sich tief. „Aber mich soll der Henker holen, wenn ich von Allem dem ein Wort begreife!" murmelte er zwischen den Zähnen.

„Ihr seyd ein sehr scharfsinniger und anstelliger junger Mann!" fuhr überaus gnädig Heinrich der dritte fort. „Man darf kaum ein Wort sagen, so wißt Ihr schon wo man hinaus will. Das ist sehr selten heut zu Tage, und Euer so offener Kopf eignet Euch ungemein für verwickelte und schwierige Geschäfte. Darum" — hier sprach der König sehr leise — „übereilet Euch auch nicht zu sehr in Ausführung Eures Auftrags. — Eine gewisse Person — eine weibliche — Ihr werdet mich verstehen! — hat kürzlich mehrere Anfälle vom Schlagfluß gehabt, diese könnten wiederkehren, und dies würde dann die ganze Sache ändern. — Ich hasse, wie ich Euch schon gesagt, meinen Verwandten eigent-

lich nicht, wären wir allein, wir würden uns verständigen, aber — die Nothwendigkeit. — Nun Ihr faßt mich; Ihr begreift mich. Ihr seyd ein verständiger junger Mann. Ich brauche Euch weiter nichts zu sagen."

Arnold seufzte tief.

„So geht dann mein junger Ritter!" schloß der König überaus herablassend. „Verrichtet Euern Auftrag aufs Beste, und der Herr geleite Euch. Hier habt Ihr meine königliche Hand zum Kusse. — Heda Mignonne! wirst du ihn lassen? — Wenn Ihr glücklich zurück kehrt, so sollt Ihr dem Herrn von Varicourt, meinem Großjägermeister, zeigen, wie man den Hunden die Ohren abdreht."

Arnold hatte sich inzwischen auf ein Knie niedergelassen. Während ihn die erboßte Hündin an dem Wammse zauste, küßte er die königliche Rechte, erhob sich sodann und ging hinaus.

Auf dem Korridor stand indessen Père Jacques seiner harrend.

„Ihr seyd ein Glücksmensch!" zischelte der Alte, neben ihm her nach dem Eingang trippelnd. „Ich

wüßte mich nicht zu besinnen, daß sich der König so lange mit Jemand unterhalten hätte. — Verrichtet deshalb Euern Auftrag so schnell als möglich, und eilet daß Ihr noch heute Blois verlasset. Eurem Oheim könnet Ihr ja etwas weiß machen; von einer Lustreise oder dergleichen. — Den Brief an Ritter Ducoudray habt Ihr. Nun fort und zum Thore hinaus." — — —

„Das ist eine schöne Geschichte, in die ich da gerathen bin!" sprach Arnold zu sich selbst, als er in Begleitung des alten Peter in der Abenddämmerung auf dem Wege nach der Bretagne fortzog. „Ihr seyd unglücklich, weicht Ihr nur ein Haar von Eurem Auftrage ab!" sagte die Eine. „Ihr versteht mich, Ihr begreift mich!" spricht der Andere, und mich soll gleich der Henker holen, wenn ich weiß was sie alle Beide haben wollen. — Nun fehlte blos, daß sich der Ritter Pierre Ducoudray auch so verblümt ausdrückte, und ich würde zuletzt verrückt von alle dem Krimskrams. — „Ihr seyd ein sehr scharfsinniger und anstelliger junger Mann!" sprach der König. Na! Gott tröste den guten Herrn, wenn er keinen bessern hat! — Ich wollte,

wenn er einmal seine Gunst auf mich geworfen, er machte mich zu seinem Oberjägermeister, und schickte den Varicourt, oder wie sonst etwa der Mann heißt, statt meiner nach der Bretagne. Während dieser an meiner Stelle die „wichtigen geheimen Aufträge" ausrichtete, wollte ich den sämmtlichen königlichen Hunden die Ohren so rein abdrehen lassen, daß ein Jeder seine Freude daran haben sollte. — Und dann „Was nöthig ist, macht geschwind ab!" hierauf aber wieder: „Uebereilet Euch nicht zu sehr in Erfüllung Eures Auftrags!" — Der Teufel mag aus all dem Zeuge klug werden! — Warum die Leute Einem nicht gleich reinen Wein einschenken? Warum sie nicht sagen: Herr! Ihr macht dies und das, und damit Punktum! — O Gott, der Oheim Wattenwyl hatte wohl Recht als er sagte, ich passe nicht zum Höfling, ich müsse ein Kriegsmann werden. — Und das will ich auch!" sagte Arnold schließlich. „Nur dies eine Mal übernehme ich Geschäfte, an denen, wie die Dame sagte, „Frankreichs Wohl und Wehe" hängt. Hilft mir unsere Frau von Einsiedlen nur diesmal aus der Klemme, so mögen sie sich, um Frankreich zu retten, künftig

nach einem Andern umsehn, oder es mag ungerettet bleiben.“

Unter Betrachtungen dieser und ähnlicher Art durchzog Arnold den langen und langweiligen Weg nach der Bretagne, und oft gab der alte Peter seine Verwunderung über die Schweigsamkeit seines Herrn zu erkennen. Der gute Schweizer wußte nicht, daß sein edler Jungherr ein Hofmann geworden war, und die „Rettung Frankreichs“ auf seine jungen Schultern genommen hatte. — So langten endlich nach Verlauf einiger Tage, Beide vor der Zugbrücke des Schlosses Courtenay in Bretagne an. —

Letzteres war ein altes Gebäude aus der Zeit Philipp des Schönen, der es den Templern, ihren Erbauern, entrissen hatte. Die vier spitzen Eckthürme, der mit einem stattlichen Wallgraben umgebenen mächtigen Burg, einige in Stein gehauene Zwerggestalten, vor Allem ein Löwe, aus dessen Rachen eine halbe menschliche Figur herausragte — bekannte gnostische Symbole — mehrere steinerne Ritterbilder, sämmtlich einen Krückenstock, in Form eines abgestumpften Kreuzes, in den Händen, ließen den, in die zur Zugbrücke führenden

Thorhalle tretenden Reisenden, die oben angegebene Zeit der Gründung des alten Baues leicht erkennen.

Es dauerte eine lange Weile, ehe Arnold Einlaß in die Burg erlangen konnte, endlich rasselte die Zugbrücke nieder, und ein alter Knappe führte unsern Bekannten durch lange unregelmäßige Gänge in eine Art Sprachzimmer, wo er ihn einige Augenblicke bis zur Ankunft des Hausherrn zu verweilen bat. Endlich trat Letzterer ein. Er war ein Sechziger von hoher Gestalt, gekrümmter Figur, höchst unangenehmen Gesichtszügen, und schielendem Blicke.

„Ihr kommt von Blois?“ war die mürrische, mit ziemlich leisem Tone ausgesprochene Anrede des Ritters Ducoudray, indem er den Brief, den ihm Arnold darreichte, hastig erbrach. — Der junge Mann bejahete die Frage, Jener durchlas das Schreiben, schien über Etwas nachzudenken, und betrachtete unsern Freund von dem Scheitel bis zur Sohle.

„Die Königin,“ sagte endlich der Hausherr, „setzt viel Vertrauen in Euch, mein schöner Herr, indeß wollte ich, Ihro Gnaden hätten einen andern Schauplatz ausersehen, dieses zu bewähren. Sey

dem indeß, wie ihm wolle, es ist die Pflicht der Getreuen Katharinens, ihren Willen zu erfüllen. — Ehe wir aber das Weitere besprechen, so hört mich an. Ihr werdet mich in die Halle begleiten, wo Ihr meine Nichte Euphrosine, und einen Fremden, den Ritter Henri de Valtravers vorfinden werdet. Ich stelle Euch diesem als einen jungen Mann vor, der auf Ritterfahrt nach England begriffen, und mir von einem alten Freunde empfohlen worden ist. — Sprecht übrigens," setzte der Alte hinzu, „so wenig wie möglich, und verrathet keine Bekanntschaft mit dem Hofe, indeß braucht Ihr gerade nicht zu verschweigen, daß Ihr über Blois gekommen seyd. Von dem Könige und der Königin erwähnt, ungefragt, kein Wort, und selbst dann nur so wenig wie möglich. Solltet Ihr etwas sagen, was unsern Plänen nicht zuträglich wäre, so werde ich mir an die Halskrause greifen — seht, so ungefähr." —

„Es geht hier gerade wieder so los, wie sie es in Blois getrieben haben!" murmelte Arnold höchst verdrießlich in den Bart, als er dem Ritter über lange Gänge nach der Wohnhalle folgte. „Ich soll

Thaten ausüben, wichtige Dinge thun, und nicht einmal dazu das Maul aufsperren! — In Blois ließen sie mich doch noch sprechen, aber hier soll ich dem alten Manne, den ich, wenn er kein Rittersmann wäre, für einen Galgenvogel halten würde — so ein häßliches Gesicht hat er — immer nur nach der Halskrause sehen, um zu wissen, ob ich reden darf oder nicht. — Hol' ihn der Henker mit seiner Halsbinde!" schloß Arnold mürrisch. „Ich wollte sie wäre von gutem Breisgauer Hanf, und das eine Ende um den höchsten Ast einer Eiche geschlungen."

Unter Betrachtungen solcher und ähnlicher Art, folgte Arnold dem Ritter Pierre Ducoudray nach der Wohnhalle seines Schlosses. Hier erwartete jedoch unsern Bekannten eine angenehmere Bekanntschaft. In der alterthümlichen, gewölbten, mit einigen Heiligenbildern versehenen Halle, saß, mit einer häuslichen Arbeit beschäftigt, an einem großen schwerfälligen Tische, ein junges Mädchen, von höchst vortheilhaftem Aeußern. Arnold gestand sich beim ersten Anblick desselben, daß die schöne Nichte des Hausherrn wohl würdig sey, mit Isabella um den Preis der Schön-

heit zu ringen. War das feuersprühende Auge, der schöne Wuchs der Letztern, gleich mehr geeignet die Leidenschaften zu erregen, so war die Hoheit in dem Blicke Euphrosinens, der edle Ernst ihrer regelmäßigen Gesichtszüge, ganz dazu geschaffen, dem Bewunderer ihrer Reize Ehrfurcht abzudringen. Ein Mann in mittlen Jahren, von schlanker Gestalt, edlen Gesichtszügen, dessen offne Miene von Muth, Wohlwollen und Fröhlichkeit zeugte — der Hausherr hatte ihn als den Ritter de Valtravers bezeichnet — unterhielt sich auf das Angelegentlichste mit der Dame.

So wie Ritter Ducoudray mit unserm Freunde in das Zimmer getreten war, stellte er ihn den Anwesenden auf die oben angegebene Weise vor, lud ihn zum Sitzen ein, und befahl der Nichte, ihm den Willkomm — einen mächtigen Becher — zu kredenzen.

„Ihr seyd aus der Schweiz?" hob Henri de Valtravers zu unserm Bekannten, zwar freundlich, jedoch dessen Verbeugung nur mit einem leichten Kopfnicken erwiedernd, an. „Wahrscheinlich kommt Ihr über Blois, und habt den König gesehn? —

Ich vergesse in meinem Leben nicht einen Landsmann von Euch, der in König Heinrich eine Art Roland, oder mindestens einen Karl den Kühnen, zu erblicken glaubte, und ihn zuerst als Dame gekleidet, mit dem Falken auf der Faust, durch die Straßen von Blois zur Jagd reiten sah. — Habt Ihr ihn auch vielleicht auf diese Art gesehn?"

„So halb und halb, Ritter, Euch zu dienen!" erwiederte Arnold etwas verlegen. „Ich wurde Sr. Gnaden vorgestellt, und Sie waren in der That etwas leicht gekleidet."

„Und wie war es mit der Königin Mutter?" fuhr Jener fort. „Sahet Ihr die Königin Katharine, sammt ihrer blonden, braunen und brünetten Leibwache, die Vorkämpfer jenes unsichtbaren, geflügelten, pfeilbewehrten Heeres, mit denen sie ihre Gegner einschließt, umgarnt, und zu Sklaven macht?"

„Die Königin," antwortete Arnold treuherzig, „habe ich nicht gesehen, und was die Garden, die Ihr so gefährlich schildert, anlangt, so sind sie mir, mit Ihren Spießlein und weiten Pumphosen, eben nicht sehr furchtbar vorgekommen. — Das

mit den Flügeln und Pfeilen, ist ohnehin wohl nur Euer Scherz."

Euphrosine lächelte verstohlen, jedoch nur einen Moment über die Antwort des ehrlichen Schweizers, Ritter Valtravers aber lachte, daß er sich die Seiten halten mußte.

„Ventre saint gris!" rief er, als er wieder zu Athem kam. „Ich spreche von der Schaar der Amoretten, womit die Königin unter Anführung ihrer sogenannten Liebesbande die Dummköpfe, und" — hier schlug er sich vor die Stirn — „auch Manchen, der sich klug dünkte, zu umgarnen trachtet, und Ihr redet von den ehrlichen dummen Armorikern. — Verzeiht Ducoudray! Ihr wißt ich liebe die Bretons — die sich freilich in der Tracht der Liebesgötter, wie eine Heerde Schweine in Purpurmänteln ausnehmen würden. — Doch, auf etwas Anderes zu kommen: Was spricht man bei Euch von Heinrich von Navarra? Er hatte sonst wackre Freunde in Eurem Lande."

„Bei Sanct Arnulph, die hat er noch!" rief Arnold mit Wärme. „Er ist ein wackrer Rittersmann, ein tüchtiger Kämpe! Mein Ahn, der den

Wolfenschießen erschlug, war kein besserer. — Freilich hat man an ihm auch so dies und das auszusetzen."

Ducoudray griff bedenklich nach der Halskrause.

„Und was setzt man am König Heinrich aus?" fragte Valtravers lachend.

„Ei so Mancherlei!" erwiederte Arnold, sich wenig um die Gesten Ducoudray's bekümmernd. „Man tadelt erstlich seine, mitunter eben nicht rühmliche, Neigung für das weibliche Geschlecht." — Euphrosine sah den Ritter Valtravers verstohlen lächelnd an. — „Möchte er doch," sagen seine Verehrer, „Liebschaften haben, wie Sand am Meere, wiewohl dies seinen Ruhm, als König und Ehegatte, eben nicht besonders vermehren würde, aber es sind durch ihn, auf die leichtsinnigste Weise, viel edle Frauen und Mädchen höchst unglücklich geworden."

Euphrosine sah ernst auf Ritter Valtravers, und dann wieder auf die Arbeit, die sie in den Händen hatte.

„Hoffen wir," versetzte der eben Genannte, „daß Heinrich von Navarra das Uebel, das er angerichtet,

jedesmal herzlich bereuet, und, so weit es in seinen Kräften stand, wieder gut gemacht haben wird."

„Glaubt Ihr, Ritter," sagte Euphrosine, das schöne Auge stolz aufschlagend, und auf den Sprechenden richtend, „glaubt Ihr, daß Letzteres möglich sey?"

„Er hat es gewollt, schöne Richterin!" sagte Valtravers etwas verwirrt, doch freundlich lächelnd. „Vorzüglich nach dem Willen muß man die Thaten der Menschen richten; wenigstens hält es Heinrich so. — Nun, mein junger Sittenrichter," fuhr der Ritter fort, „was tadelt man weiter an König Heinrich?"

„Seinen mehrmaligen Uebertritt von einer Kirche zur andern!" erwiederte Arnold, während Ducoudray sich auf gewaltige Weise an der Halskrause zerrte. „Eine Sinnesänderung in Glaubenssachen, nach reiflicher Ueberlegung und vollständiger Ueberzeugung, wird Niemand tadeln, aber der Mensch soll nicht mit dem Heiligen spielen."

„Ihr mögt Recht haben, so hart auch Euer Urtheil lautet!" erwiederte Valtravers mit ernster Miene. — „Was tadelt man ferner?"

„Nichts!" rief Arnold in schönem Jünglingsfeuer. „Nichts weiter! Jedes Andere wäre eine schändliche Lüge! — Der König ist ein geborner Ritter, ein Muster seines Gleichen, und es muß eine wahre Freude seyn, an seiner Seite zu kämpfen, ja zu sterben." —

Die Züge Heinrichs von Valtravers hatten sich bei Arnolds Rede wieder wie neu belebt, sein schönes Auge glänzte, und ruhte endlich mit unaussprechlichem Wohlwollen auf Arnold.

„Ich danke Euch," sagte er, „und biete Euch ritterlichen Handschlag im Namen Heinrichs von Navarra, an dem ich großen Antheil nehme! — Ergreift den Becher, Arnold an der Halden, und thut mir Bescheid auf Heinrichs Wohl. — Ich trinke sodann in seinem Namen auf das Eure."

Arnold trank, nach ihm Heinrich de Valtravers, nachdem er ihm die Hand geschüttelt.

„Ich muß Euch jetzt verlassen, Ducoudray, auch Euch, schöne Euphrosine!" sagte sodann der Letztere, indem er aufstand. „Heute über acht Tage sehen wir uns wieder. Dringende Geschäfte rufen mich nach Nantes." —

Nach mannigfachen Begrüßungen, und während Ritter Valtravers Euphrosinen Verschiedenes zugezischelt, welches das Mädchen, zwar leicht erröthend, aber mit dem Anstande einer Königin, beantwortete, verließ der Ritter, unter Begleitung des Hausherrn, das Zimmer, und bald ertönte der Hufschlag seines Rosses auf der Zugbrücke.

In kurzer Zeit trat Ritter Ducoudray wieder in das Gemach.

„Euphrosine, verlaß uns!" sagte er düster. „Ich habe mit dem Ritter Manches zu besprechen."

Das Mädchen that, wie ihm geboten ward, jedoch nicht ohne einen forschenden Blick auf Arnold zu werfen.

„Ritter!" sagte Ducoudray nach einer Pause, und indem er sich bedächtig die tiefgefurchte Stirne rieb. „Ihr seyd von der Königin zu einem wichtigen Werke auserlesen, und werdet deshalb einsehen, daß ich, zu Eurem Besten — denn Ihr seyd es der handelt, und mich geht die Sache eigentlich gar nichts an — zu erfahren suchen muß, welche Ansichten Ihr über dasselbe habt. Sagt mir deshalb ganz aufrichtig" —

„Ich will mit Euch reden, als ob Ihr im Beichtstuhle säßet!" rief der Jüngling. „Alles, was ich weiß, ist, daß ich durchaus Frankreich retten soll; aber ich will verdammt seyn, wenn mir bekannt ist wie ich es anzufangen habe."

„Hm! darüber könnte ich Euch wohl Auskunft ertheilen!" erwiederte der Hausherr. „Vor Allem sagt mir: war das Eure aufrichtige Meinung, was Ihr vorhin über Heinrich von Navarra sagtet?"

„Ei freilich!" entgegnete der junge Mann. „Ich sah zwar, daß Ihr Euch gewaltig an der Halskrause zerrtet, indessen wußte ich nicht, warum ich sie hätte verschweigen sollen."

„Der Ritter Valtravers ist ein Günstling des Bearners!" meinte Jener.

„Ist er's?" rief Arnold. „Nun desto besser! So kann er seinem Herrn wiedersagen, was die Leute von ihm denken. — Heinrich ist übrigens ein wackrer Mann, er wird die Wahrheit nicht übel nehmen, und ich wünsche, daß sie ihm wohl bekommen möge."

„Ihr scheint sehr für den Navarrer eingenommen!" sprach Ducoudray lauernd. „Und doch ist

Heinrich ein Todfeind Eures Herrn, und noch mehr der Königin."

„Gewesen!" erwiederte ruhig Arnold. „Sie sind ausgesöhnt, wie aller Welt bekannt ist."

„Ausgesöhnt? — Nun ja, was man so eine fürstliche Aussöhnung nennt!" sagte Jener mit verächtlichem Tone. — „Der alte Haß glimmt in der Stille um so mächtiger, Heinrich von Navarra wartet nur auf den Tod seines kinderlosen Schwagers, und es wird nicht an ihm liegen, wenn dieser nicht auf irgend eine Art beschleunigt wird."

„Das ist nicht wahr!" fuhr Arnold auf. „Heinrich ist ein braver Mann, ein ritterlicher Fürst."

„Was er nicht thut, thun seine Günstlinge!" sprach Jener ruhig. „Die Königin hat sichere Proben."

„Hat sie?" rief Arnold heftig. — „Nun, wenn dies der Fall ist, so mußte sie die Schändlichkeiten, die sich die Hofleute des Navarrers erlaubten, ihrem Herrn anzeigen, und wenn dieser sie dann nicht bestrafte, so war es Heinrich dem Dritten anständig, die Oriflamme von Frankreich zu entfalten. Tausende tapferer Männer würden mit ihm das Schwert ge-

zogen, und der freudige Kriegsruf: **Denis mon joie!** von Neuem längs den Ufern der Loire getönt haben."

„Ihr habt da sehr sonderbare Ansichten!" sprach Ducoudray düster und mürrisch. „Ich glaube, man hätte in Blois besser gethan, Euch über diese Punkte zu belehren, als dies Geschäft mir zu übertragen. — Doch zu etwas Anderm. — Wie gefiel Euch der Ritter Valtravers?"

„Sehr gut!" entgegnete Arnold lebhaft. „Er hat ein recht schmuckes, fröhliches, kriegerisches Ansehen."

„Da seht Ihr, wie man sich durch's Aeußere eines Menschen irren lassen kann!" sprach Ducoudray. „Dieser Mann ist ein Günstling des Bearners, dabei aber ein Todfeind unsers Herrn des Königs. Er ist es vorzüglich, den man beschuldigt, verrätherische Anschläge auf das Leben unsers Herrn und der Königin Mutter ausgebrütet zu haben."

„Und so einen Verworfenen empfangt Ihr in Eurer gastlichen Halle, behandelt ihn mit Achtung, trinkt mit ihm aus einem Becher?" rief Arnold mit Erstaunen.

„Sein Herr steht zu Nantes mit einem Heere,

nur wenige Meilen von hier lagern die raubsüchtigen ketzerischen Schaaren, und ich bin ein alter Mann!" entgegnete Ducoudray mit Achselzucken. „Außerdem muß ich ihn noch aus andern Gründen schonen. Er ist ein mächtiger Mann an dem Hofe des Navarrers, und er wirbt um die Hand meiner Nichte."

„Und Fräulein Euphrosine? — Liebt sie ihn?" fragte Arnold lebhaft.

„Das eben nicht! — Ich glaube es gerade nicht; im Gegentheil flieht sie seine Bewerbungen. — Jedoch, wer vermag die Mädchen genau zu beurtheilen. — Bei alledem gäbe ich viel darum, den mir verhaßten Menschen auf eine gute Art bei Seite zu schaffen, wenn es nur geschehen könnte, ohne mich dabei zu compromittiren."

„Fräulein Euphrosine liebt ihn also nicht?" sagte Arnold sinnend. „Er gefällt ihr nicht. — Im Grunde gefällt er mir auch nicht; besonders da Ihr meint, daß er ein solcher schwarzer Verräther sey. — Hört, Ritter Ducoudray! Wißt Ihr was; ich schaffe ihn Euch ab!" —

„Ich wäre Euch ewig dafür verpflichtet!" fiel

Jener ihm lebhaft in die Rede. „Aber sagt, wie denkt Ihr es anzufangen?"

„Ich will ihn zum Kampfe fordern!" entgegnete Arnold ruhig.

„Ei wo denkt Ihr hin! Das geht nicht!" rief Ducoudray. „Nein, das muß auf eine bessere, auf eine feinere Art geschehen. — Lassen wir die Sache indeß auf sich beruhen. Kommt Zeit, kommt Rath. Valtravers ist unter einer Woche noch nicht von Nantes zurück, und eher kann ich auch mit Euch nicht über die Dienste sprechen, die Ihr der Königin leisten sollt. Ich erhalte deshalb noch nähere Bestimmungen, doch, denke ich, wird sich Alles gemäß den Erwartungen, die man von Euch bei Hofe hegt, enden. Ihr bleibt indessen ein paar Wochen in meinem Hause. — Seyd Ihr ein Liebhaber von der Jagd? — Ja? — Nun wohl, Ihr findet in der Umgegend dazu die schönste Gelegenheit, und meine Nichte ist eine eifrige Jägerin. Sie kann Euch begleiten. — Jedoch, noch eins! Seyd vorsichtig gegen Euphrosine. Sprecht kein Wort über das, was wir zusammen verhandeln, vorzüglich nichts über Ritter Valtravers und dessen Bewerbungen.

Eben so wenig laßt Euch ein Wörtchen über Eure Sendung, oder sonst dergleichen, entfallen. Die Weiber sind neugierig, und müssen durchaus nicht Alles wissen. Es könnte viel Unheil daraus entstehen, wenn Ihr unvorsichtig plaudertet. — Indeß gute Nacht! — Es wird spät. Ihr werdet der Ruhe bedürfen."

„Es ist wahrhaftig, als ob ich die größte Plaudertasche in ganz Frankreich wäre!" rief Arnold unmuthig, als er in seinem Zimmer angelangt war. „Seyd vorsichtig," „sprecht nicht," „laßt Euch nichts merken," so geht's in Einem fort! — Ei, zum Henker, wenn er mir lieber sagte, was ich mir nicht merken lassen soll! — Gegen Euphrosine soll ich vorsichtig seyn. Nun das wird mir nicht schwer werden. Die sieht nicht aus, als ob sie übertriebenes Reden liebte, so ernst ruhte das große, schwarze, stille Auge auf mir. Sie scheint sehr stolz zu seyn. — Aber hübsch ist sie, sehr hübsch!" setzte Arnold nach einer Pause hinzu, indem er mit untergeschlagenen Armen auf und ab ging. „Sie hat zwar nicht so rabenschwarzes glänzendes Haar, so blitzende, durchbohrende Augen, wie Isabelle, aber vornehmer, viel

vornehmer sieht sie aus; sie hat einen herrlichen Anstand. — Auch züchtiger scheint sie!" sprach er nach einer Weile des Schweigens. „Isabelle war doch etwas zu frei gekleidet; fast wie die Mohrentänzerinnen auf dem Markte zu Orleans. Euphrosine würde sich als schweizerische Ritterfrau viel würdiger ausnehmen als Jene. — Aber bin ich nicht närrisch, mir solche Gedanken zu machen!" schloß Arnold lachend. „Wie könnte ich an's Heirathen denken, während ich große Thaten auszuüben habe, von denen ich leider bis jetzt nicht weiß, welcher Art sie seyn werden."

Es war am Morgen des folgenden Tages, als Arnold die Botschaft erhielt, daß Fräulein Euphrosine auf die Jagd reiten, und Ritter Ducoudray es gerne sehen würde, wenn unser Freund die junge Jägerin begleiten wollte. Letzterer ließ sich dies nicht zweimal sagen, und in weniger als einer Viertelstunde ritt er an der Seite des Mädchens über die Zugbrücke. Ohne ein Wort weiter, als einige leichte Begrüßungen, mit dem Ritter zu wechseln, und ganz dem Eifer der Jagd hingegeben, trabte Euphrosine mit dem Ritter über das Blach-

feld. Die Gegend war ganz für die Hasenhetze, eine Art Jagd, welche man damals in Frankreich sehr liebte, und die, nebst der Reiherbeize, ein Hauptvergnügen der Damen war, geeignet. Außer einem Walde, dem einzigen der Gegend, der sich eine Lieue vom Schlosse nach der Richtung von Nantes hinzog, sah man weit und breit nichts wie ödes, stellenweis mit rothblühendem Heidekraut bewachsenes Gelände. — Während zwei kleine Kläffer dieses durchsuchten, und drei weiße, flockhärige, bretagnische Windhunde in muntern Sprüngen die Reitenden umkreisten, hatte Arnold Zeit genug, seine schöne Gefährtin genau zu betrachten. Sie trug, was damals ziemlich gewöhnlich war, einen bis an die Kniee reichenden Reitrock, und einen mit einer langen weißen Feder geschmückten Hut; ihr schwarzes, lockiges, vom Ritte entfesseltes Haar flog aufgelöst im Winde. Die ernsten, regelmäßigen Züge Euphrosinens überzog die Anstrengung des Ritters mit einer rosigen Färbung, die sie ungemein verschönte. Die Sicherheit, mit der sie den am Gebisse kauenden Rappen, dessen Brust von dem herabfließenden Schaume getigert erschien, regierte, gab der Reiterin

etwas so Stattliches, daß Arnold nicht mehr den Blick von ihr wenden konnte.

„Sie ist schön, sehr schön!" sagte er zu sich selbst. „Wahrhaftig! Isabelle darf sich mit ihr nicht vergleichen. — Und auch kein anderes Weib, das ich bis jetzt gesehen habe!" setzte er mit der Miene der Bewunderung hinzu.

Arnold würde sich solchen Betrachtungen, die seine Begleiterin durchaus nicht zu bemerken schien, noch länger überlassen haben, wenn nicht in diesem Augenblicke ein lautes: „Le lièvre! — En avant Merlin, Biche, Roland!" von ihren schönen Lippen erschollen wäre. — Wie der Pfeil vom Bogen, schoß die junge Reiterin über das braune Heideland dahin. —

Mit einem tüchtigen Spornstoß trieb Arnold den eisengrauen Hengst zum Jagen an und ließ ihm den Zügel. Das Terrain war hier und da durchschnitten, und der gejagte Hase schlug so viele Haken, daß sich die Jagd über Gebühr verlängerte. Arnold hielt sich, obwohl dies gegen die Regel dieser Art Jagd verstieß, ganz in der Nähe seiner schönen Gefährtin. Er achtete weniger auf das gejagte

Häslein, als auf die Reiterin, deren schöne Gestalt das Interesse Arnolds an der Neuheit, der wilden Fröhlichkeit der Scene ungemein erhöhte. — Eben schlug der Hase wieder von Neuem einen Haken, dann duckte er sich, die Hunde schossen weit über ihn hinaus. Euphrosine wollte dem gehetzten Thiere vorbeugen, sie jagte an dem Ritter vorüber, und ihr ungestümer Rappe machte eine wilde Bewegung, als, auf ebenerm Terrain angekommen, sie ihn mit der Gerte auf's Neue antrieb. — Arnold erschrack auf's Heftigste; wie der Blitz war er an Euphrosinens Seite, um dem Mädchen beizustehen. Mit einem leichten Lächeln und einer Bewegung der Hand dankte ihm indeß die schöne Jägerin, sie riß den Rappen empor, daß er sich fast auf die Croupe setzte, und jagte schnell, wie ein Vogel der Meute nach. — Diese hatte indeß das Häslein ereilt und gewürgt. — Ein leichter Schlag mit der Gerte vertrieb die Hunde von ihrer Beute, und Arnold sprang ab, um diese an seiner Sattelschleife zu befestigen. —

„Es ist zu warm zum Jagen!" hob Euphrosine an, als der junge Mann wieder aufgesessen war,

und an ihrer Seite ritt. „Ist's Euch recht, Ritter Arnold, so reiten wir auf dem Heimwege über jene Hügelreihe; man hat da einen hübschen Blick über die Ebene. — Ihr werdet Euch zwar wundern," fuhr das Mädchen melancholisch lächelnd fort, „wenn ich von einer angenehmen Aussicht in diesem öden Lande spreche, aber ich liebe diese Gegend, diese braunen Hügel, dieses einsame Gelände so sehr, daß ich oft hierher reite, um mir diesen Genuß zu verschaffen. — Doch zu etwas Anderm! Wie es scheint, seyd Ihr mit der Hasenhetze ziemlich unbekannt?"

„Das ist allerdings der Fall!" entgegnete der Jüngling. „Ich bin nur auf die Jagd der Bergeis eingeübt, und liebe selbst diese eben nicht sonderlich."

„Vielleicht," versetzte Euphrosine, indem sie den Ritter mit einem sonderbaren Blicke betrachtete, „habt Ihr, trotz Eurer Jugend, eine Aehnlichkeit mit meinem Oheim, und liebt mehr die Jagd auf — Menschen."

„Ihr thut mir," sagte Arnold mit Unbefangenheit, indem er das große blaue Auge auf seine Gefährtin richtete, „allzuviele Ehre an, wenn Ihr

mich mit einem so erfahrnen Kriegsmanne, wie Euer Oheim ist, vergleicht. Ich habe meine Sporen kaum in einer kleinen innern Fehde meines Vaterlandes erworben."

„Ihr habt Euer Land erst vor Kurzem verlassen?" fragte Euphrosine.

„Ganz kürzlich;" entgegnete der Ritter. „Mein Oheim wollte mich durchaus daheim behalten, er wollte mir eine Veste und so viel Land abtreten, um — um eine Hausfrau ernähren zu können."

„Und Ihr wolltet dies nicht?" rief Euphrosine. „Ihr gingt an den lasterhaften Hof Katharina von Medici's, um Dienste zu suchen?"

„Ich wollte die Welt sehen!" erwiederte Arnold leicht. — „Was aber den Hof zu Blois anbelangt, Fräulein, da irrt Ihr Euch, wenn Ihr ihn lasterhaft nennt; dort geht Alles sehr hübsch, sehr manierlich, wenn auch mitunter etwas sonderbar zu."

„Habt Ihr die Königin Katharine oft gesehen?" fragte Euphrosine rasch, indem sie den Ritter anblickte als ob sie ihm bis in das Innere der Seele schauen wollte.

„Die Königin? — gar nicht!" erwiederte der

Jüngling unbefangen. — „Den König aber sah ich. — O das ist ein gnädiger, nur ein Bischen komischer Herr! Ich meine was so seine Kleidung anbelangt. — Er war so gnädig, sich von mir, in Betreff einer gewissen Operation, belehren zu lassen, und dann gab er mir einen geheimen Auftrag an — an Jemand.“

„Also doch!“ lispelte leise, und von Arnold unbemerkt, die Jägerin vor sich hin. — „Ihr sahet gestern,“ setzte sie wiederum das Gespräch fort, „den Ritter von Valtravers. Habt Ihr ihn schon früher irgendwo gesehen?“

„Niemals!“ antwortete Arnold lebhaft.

„Und wie gefiel er Euch?“ fragte Euphrosine mit der Reitgerte spielend, doch dann und wann einen forschenden Blick auf ihren Gefährten werfend.

„Er gefiel mir gar nicht!“ sprach Arnold eifrig, „Er hat so etwas Herrisches, Befehlendes. Gott weiß, was sich der Mensch einbildet. Ich glaube, ich könnte ihm recht gram werden.“

„Da würdet Ihr sehr ungerecht seyn!“ entgegnete Euphrosine, den Blick nicht mehr von ihrem Begleiter wendend. „Der Mann mag seine Fehler

haben. Man hält ihn für leichtsinnig, veränderlich, nicht eben von den besten Sitten, aber er ist von edlem Herzen, ein treuer Freund seiner Freunde, tapfer in der Schlacht, und großmüthig gegen seine Feinde; nämlich sowohl gegen die, die ihm offen gegenüber treten als gegen die, welche wie die Schlange, der Scorpion, heimlich seine Ferse suchen, um sie zu verwunden.“

„'s ist richtig! Sie liebt ihn!“ dachte Arnold. „Ich kann nicht begreifen, wie sie sich in den hochmüthigen, unausstehlichen Menschen vergaffen kann. — „Ihr scheint sehr lebhaften Antheil an dem Ritter zu nehmen!“ sagte Arnold; aber obwohl er den Ton des Scherzes bei seiner Rede anzuwenden trachtete, gelang ihm dies überaus schlecht, und seine Worte klangen fast wie ein Vorwurf.

„Das ist allerdings der Fall,“ erwiederte Euphrosine kalt, „und ich sehe nicht ein, warum ich diese meine Meinung, die ich überdies mit vielen redlichen Menschen theile, verheimlichen sollte.“

„Euer Oheim,“ sagte Arnold etwas vorlaut, „hat andere Ansichten von dem Ritter.“

„Ihr wißt dies?“ erwiederte das Mädchen schnell.

— „Doch, wie konnte ich zweifeln? Es versteht sich ja von selbst, daß Ihr zum Voraus davon unterrichtet waret.“

„Darf ich Euch fragen, wie Ihr dies meint?“ sagte Arnold betroffen.

„Ihr dürft mich um gar nichts fragen, denn ich sehe, daß Ihr hinlänglich von Allem unterrichtet seyd, was Ihr wissen sollt!“ erwiederte Euphrosine, indem ein Lächeln, welches etwas von Haß oder Verachtung hatte, um ihre Lippen zuckte.

„Ich weiß durchaus nicht, was Ihr damit sagen wollt, und ich fürchte nur, daß ich Euch gegen meinen Willen, durch ein unbedachtsames Wort, beleidigt habe!“ sprach der Jüngling immer verlegener. „Sollte dies im Stande seyn, Euch von mir irgend eine üble Meinung“ —

„Ich habe bis jetzt noch keine feste Meinung von Euch!“ sagte Euphrosine ihn unterbrechend, und in einem so festen Tone, daß Arnold unwillkührlich zusammenfuhr. „Wollt Ihr aber die Meinung kennen, die ich im Allgemeinen von dem gefaßt, der da würdig seyn will des schönen Ritternamens sich zu bedienen, so sage ich Euch: Schande dem

Manne, der um alle Güter dieser Erde, um alle Ehrenstellen, die ihm nur geboten werden könnten, sich gebrauchen läßt, um Pläne durchzuführen, die das Licht der Sonne scheuen. — Mögt Ihr wissen, daß hier wenigstens eine Person lebt, der es leid thun würde, wenn ein junger Mann sich von ungebändigtem Ehrgeiz hinreißen ließe, seinen Fuß in einen Sündenpfuhl zu setzen, in dem er unfehlbar versinken würde." —

Kaum hatte Euphrosine diese Worte gesprochen, als sie den wilden Rappen die Reitgerte fühlen ließ, und dieser in so reißendem Fluge über das Blachfeld stürmte, daß Arnold kaum seiner schönen Gefährtin zu folgen im Stande war. Erst an der Zugbrücke hielt die Reiterin die Zügel an, sprang ab, überließ das Pferd einem harrenden Knappen, und eilte, den Ritter nur flüchtig begrüßend, und wie diesem schien in großer Gemüthsbewegung, auf ihr Zimmer.

„Es wird immer ärger!" sagte Arnold zu sich selbst, als er in seinem Gemache angelangt war. — „Die Andern erwarten zwar große Dinge von mir, aber sie sind doch noch vernünftig genug, das Beste

vorauszusetzen, diese aber denkt sich auch, Gott weiß was, und dabei offenbar das Allerschlimmste. — Möchte es immerhin der Fall seyn," sprach er immer verdrießlicher, „wenn ich es nur über mich vermöchte, mich gar nicht darum zu kümmern, aber es geht mir beinahe mehr zu Herzen, als wie die Meinung des allerchristlichsten Königs, der doch offenbar, wegen des Ohrenabdrehens, die gnädigsten Gesinnungen gegen mich hegt. — Was aber habe ich denn verschuldet? — Nichts in der Welt, als daß ich sagte, der Ritter Valtravers gefiele mir nicht; da ward sie gleich Feuer und Flamme. — Ei zum Henker!" schloß Arnold seine Betrachtungen. „Nun sie so häßlich that, wird mir der Mensch um so weniger gefallen!" —

Der Aufenthalt Arnolds zu Schloß Courtenay, war von jetzt an ganz eigener Art. Ritter Ducoudray spielte den Geheimnißvollen, so oft der junge Ritter in ihn drang, sich über die Thaten, die er thun solle zu erklären, und gab endlich nicht undeutlich zu verstehen, daß dies nicht unter vierzehn Tagen geschehen könne, da er bis dahin noch neue Bestimmungen von Blois erwarte. Noch auffal-

lender erschien unserm Bekannten das Benehmen Euphrosinens. Das Fräulein hatte nach und nach gänzlich Arnolds Herz gewonnen, das Bild Isabellens war in diesem längst verblichen, und dem jungen Manne schien jeder Augenblick leer, schaal, und unbehaglich, wenn er ihn nicht in der Gesellschaft Euphrosinens zubringen konnte. Demungeachtet ließen diese so ersehnten, so heiß gesuchten Momente, durch das unbegreifliche Betragen des Mädchens, in Arnolds Seele einen höchst schmerzlichen Eindruck zurück. Euphrosine wich einem Zusammenseyn mit dem Ritter gewöhnlich zwar nicht aus, und dieser schmeichelte sich sogar manchmal mit dem Gedanken, daß das Auge des Mädchens, wenn Letzteres sich von ihm unbeobachtet glaubte, mit einem Ausdrucke großer Theilnahme oder tiefen Mitleids auf ihm ruhe, ja es gab Momente — namentlich dann, wenn Arnold von den Bergriesen seines Vaterlands, von dessen herrlichen Seen, von dem redlichen offnen Sinne seines Volkes, von den Thaten der Altvordern sprach — wo Euphrosine mit einer Art Vertraulichkeit, einer Hingebung die ihn entzückte, zu ihm sprach. Er sah selbst

manchmal in dem dunkeln großen Auge Euphrosinens eine Thräne erglänzen, und eines Tages, als er des schönen Opfertodes Winkelrieds gedachte, als er des Kampfes gegen die Unterdrücker bei Granson erwähnte, als er hinzufügte, daß in seinem Lande nicht nur die Freiheit, sondern auch die Liebe ihre Helden zähle, und er ihr die Geschichte des Meistersängers Hadloub, dem das Ritterfräulein die Hand durchbiß, und der dennoch seine Liebe bis zum Tode im Herzen trug, und in süßen Weisen besang, mittheilte, da reichte ihm Euphrosine die Hand, und sagte mit gerührter Stimme: „Nein, so konntet Ihr nicht fallen! Ich glaube ich habe Euch großes Unrecht abzubitten.“

Kaum aber fühlte sich Arnold von dem Benehmen des Fräuleins hingerissen, kaum dachte er daran seinem Herzen Luft zu machen, und ihr, wenigstens zum Theil, das zu gestehen was sein ganzes Innere erfüllte, als sich oft in wenigen Sekunden, das Betragen des Fräuleins gänzlich änderte. Vorzüglich war dies der Fall, wenn er von den Hoffnungen sprach, deren Erfüllung er von der Gunst des Hofes erwarte. In dem Auge Euphro-

sinens zeigte sich dann augenblicklich eine starre Kälte, und ihre Miene nahm einen Ausdruck an, der etwas von Widerwillen, selbst von Verachtung hatte. — Zu Arnolds größtem Schmerz waren diese Momente häufiger als jene, und sie mehrten sich am Ende so, daß, je mehr der junge Mann sich zu dem Mädchen hingezogen fühlte, je schmerzlicher er sich zurückgestoßen fand.

„Ich will sie vergessen!" rief er gewöhnlich, wenn er Abends in seinem einsamen Gemache auf und abging, und das Bild Euphrosinens seine ganze Seele füllte. „In Blois, in meinem Vaterlande, überall behandelten mich die Frauen mit der Achtung, die dem unbescholtenen Manne gebührt, und sie, die ich am meisten, die ich über Alles auf dieser Erde liebe, sie allein behandelt mich mit Verachtung." —

Endlich fand sich auch Ritter Valtravers wieder auf Burg Courtenay ein. Dieser Umstand machte unserm Freunde den längern Aufenthalt vollends ganz unerträglich. Ohne gerade unhöflich zu werden, ließ der Ritter unsern Bekannten eine Behandlung fühlen, die diesen ganz im Innersten empörte,

ohne daß er jedoch im Stande war darüber Rechenschaft zu fordern. Bald beschäftigte sich Valtravers mit Euphrosinen — und es ward Arnold klar, daß er blos wegen ihr sich beständig auf dem Schlosse einfand — zu ganzen Stunden, ohne von der Anwesenheit des jungen Schweizers die mindeste Notiz zu nehmen, oder seinen Aeußerungen deshalb den geringsten Zwang anzuthun; bald sprach er, trotz allem Widerwillen den Arnold ihm keineswegs verhehlte, mit diesem von allerhand gleichgültigen Dingen, jedoch stets in dem Tone, in dem ein seiner Standes= oder anderer Vorzüge sich bewußter Mann zu einem Geringeren spricht, bald fragte er den jungen Ritter um dies oder das, und brachte dann die Rede auf etwas Anderes, ohne dessen Antwort abzuwarten. Was aber Arnold am meisten verdroß, war die Art und Weise wie Valtravers sich mit Euphrosinen unterhielt, und wie das Mädchen diese Unterhaltungen aufnahm. Scherze, Einfälle — manchmal von nicht ganz zarter Art — ja offene Liebeserklärungen von Seiten des Ritters, wechselten mit einander ab. Zwar konnte man nicht sagen, daß solche auf Euphrosinen großen Eindruck zu

machen geschienen hätten, aber das Fräulein hörte Alles auf eine freundliche und selbst achtungsvolle Weise an, und es schien Arnold manchmal als ob sie verstohlen lächelte, wenn er sich vor Wuth und Aerger in die Lippen biß. — Der Aufenthalt zu Courtenay erschien Arnold endlich so quälend, daß er mit sich zu Rathe ging ob es nicht gut sey, so schwer es ihm auch fallen würde, Euphrosinen auf ewig Lebewohl zu sagen, dem Ritter Ducoudray seine Erklärungen abzudringen, und dann die Burg zu verlassen.

Auf eben beschriebene Weise war die Lage der Dinge, als eines Tages, wie es schon zu dunkeln begann, Ritter Valtravers wieder in die Burghalle zu Courtenay trat. Arnold war von einigen bitteren Bemerkungen Euphrosinens, die sie seinen Schilderungen des glänzenden Hofes zu Blois folgen lassen, höchst aufgeregt, und sein Aerger stieg noch, als der eintretende Fremde, ihm kaum einen nachlässigen Gruß zunickend, wie gewöhnlich an der Seite des Fräuleins Platz nahm. Lange zischelte Valtravers dem Mädchen allerlei Schmeicheleien ins Ohr, dann wendete er sich zu unserm Bekannten

„Hört einmal, junger Herr!“ hob er, sich in eine nachlässige Stellung werfend, an. „Ich habe Euch einen guten Rath zu geben. — Die Sache fiel mir auf dem Herritte ein. — Ihr solltet Euch bei dem Heere Heinrichs von Navarra einfinden. Man sucht eine Masse Kriegsvolk anzuwerben, und es ist dort Geld zu verdienen.“

„Ich danke Euch, Ritter, für Eure gute Meinung!“ erwiederte Arnold barsch. „Habt indessen die Güte zu glauben, daß ich nicht um des Geldes willen diene.“

„Ei was! Ihr seyd ein Schweizer;“ erwiederte Jener leicht. — „Ihr kennt ja das Sprichwort!“

„Das ein Narr erfunden hat, wenn es etwas anders bedeuten soll, als, daß redliche Dienste ihres Lohnes werth sind.“

Ducoudray winkte erschrocken unserm Bekannten. Der junge Mann war indeß zu sehr in der Hitze, um davon Notiz zu nehmen, vielmehr steigerte sich jene um so mehr.

„Ich weiß nicht, Herr von Courtenay,“ setzte er hinzu, „was Ihr mit Euren Winken bezeichnen wollet. Sollte sich Ritter Valtravers durch meine

Worte beleidigt finden, so bin ich der Mann dafür einzustehn."

„Ihr seyd ein junger Kampfhahn!" rief der eben Genannte mit munterm Lachen. „In Euren Jahren war ich indeß auch nicht anders, und dieser Umstand bringt mir von Euch eine noch bessere Meinung bei, weshalb ich Euch sage, daß ich Euch nicht habe beleidigen wollen."

„Ich habe nichts dagegen," erwiederte Arnold mit geringschätziger Miene, „wenn Ihr Eure Beleidigung auf diese Weise gut zu machen denkt."

„Ich thue dies, weil es nicht in meiner Gewalt steht, Euch auf andere Art Genugthuung zu geben; seyd indeß versichert, daß Ihr sie künftig — und vielleicht recht bald — erhalten sollt!" erwiederte Valtravers lächelnd. — „Jedoch wieder auf meinen Antrag zu kommen. Habt Ihr nicht Lust in Heinrichs Heere zu dienen? — Ihr findet dort wackere Männer."

„Wackere? O ja, und — auch andere!" versetzte immer noch erbittert, der Jüngling.

„Ich stehe Euch dafür, daß Ihr angestellt werdet. — Ihr steht unter meiner Protection, und der

König muß meinen Willen thun;" sagte Baltravers lachend.

„Ich zweifle nicht an Eurem mächtigen Einflusse, mag aber denselben nicht auf die Probe stellen!" erwiederte Arnold bitter. „Uebrigens hoffe ich zur Ehre Heinrichs — und er gilt allgemein dafür — daß er ein Mann ist, der auf ein Müssen, von dem Munde eines Höflings ausgesprochen, nicht eben besondere Rücksicht nimmt."

„Meint Ihr?" rief Baltravers mit immer steigender Lustigkeit. „Heinrich von Navarra steht, wie es scheint, bei Euch hoch angeschrieben. — Indeß mein schöner Herr, da Ihr an meiner Gewalt über ihn zweifelt, so halte ich mich verpflichtet, Euch diese zu beweisen. Ich thue Euch deshalb folgenden Vorschlag. Morgen Nachmittag hält der König zwei Stunden von hier, auf der Heide von Villeharduin, Heerschau über seine Truppen. Ich hoffe, Vormittags hier in Courtenay vorzusprechen, Ihr begleitet mich dann zur Musterung, ich stelle Euch dem Könige vor, und wenn er Euch nicht noch desselben Tages zum Befehlshaber eines Fähnleins seiner Leibwache macht, so könnt Ihr Euch in

meinem Stalle das beste Streitroß aussuchen, so wie ich mir, wenn ich meine Zusage zu halten im Stande bin, Euren Grauschimmel ausbitten werde."

Die Sicherheit, mit der Valtravers seinen Vorschlag that, imponirte unserm Bekannten außerordentlich. Er blickte im Kreise umher. Die Züge des Ritters Valtravers trugen das Gepräge des Wohlwollens, die Euphrosinens bewiesen große Theilnahme, Ducoudray saß da, schwarz und düster wie die Nacht. —

„Nach der Sicherheit, mit der Ihr Eure Behauptung aufstellet," sagte Arnold endlich, „kann ich an Eurer Macht nicht länger zweifeln, wiewohl ich zu Heinrichs Ehre wünschte, daß dies anders wäre; auch bin ich Euch für die Theilnahme, die Ihr mir beweiset, ohne daß ich dieselbe um Euch verdient habe, sehr verbunden, dennoch kann ich von Eurer Güte keinen Gebrauch machen, da ich vor der Hand nicht Dienste suche."

„Nun, so begleitet mich wenigstens morgen zu der Heerschau. Ich stehe Euch dafür, Ihr werdet kein übles Schauspiel sehen!" sagte Jener leicht.

„Mit Vergnügen nehme ich Euren Vorschlag

an!“ erwiederte neugierig der Jüngling. „Ich würde mich sehr glücklich schätzen, den edlen Bearner von Angesicht zu Angesicht zu sehen.“

„Nun, deßhalb brauchtet Ihr nicht aus der Thüre zu gehen!“ rief Valtravers lachend. „Das allein lohnte Euch nicht. — Indeß, der Anblick seines glänzenden Heeres, seiner wackern Freunde.“ —

„Der Elende!“ murmelte Arnold zwischen den Zähnen. „Er hat unter ihnen mehrere, die sein Vertrauen schlecht vergelten!“ setzte der Jüngling mit stechendem Blick hinzu.

„Das ist leider wahr, doch in anderm Sinne, als Ihr es meint!“ sagte der Ritter leicht. — „Also, Ihr begleitet mich? — Es bleibt dabei.“ — —

Jetzt ward auch Ducoudray lebendig, er nahm Theil am Gespräch, und konnte nicht Worte genug finden, um den Glanz einer Heerschau des Königs zu schildern, wodurch sich die Neugierde des jungen Schweizers natürlich immer mehr steigerte, so daß er endlich seinen Widerwillen gegen Valtravers für den Augenblick bei Seite setzte, und diesem auf Befragen über die Streitkräfte seines Landes, so wie über die Kampfweise der Schweizer an den unver-

geßlichen Tagen von Sempach, Murten ꝛc. so genaue als verständige Auskunft gab. — Was Arnolds Redefeuer immer noch mehr anschürte, war die sichtbare Theilnahme, die sich auf dem schönen, ernsten Antlitze Euphrosinens kund gab, als er den Sieg von Morgarten, der den ewigen Bund gründete, mit allem Feuer eines reinen Jünglingsherzens beschrieb, als er der Mordnacht von Zürich, der schweizerischen Thermopylenschlacht auf dem Kirchhofe von St. Jacob, vorzüglich aber der Schlacht bei Cappel, und jenes edlen Helden erwähnte, der, als die Fahne der erstarrenden, von den Schauern des Todes durchzuckten Hand entfallen war, sie noch mit den Zähnen faßte, und so den letzten Hauch des sterbenden Mundes über das Banner des Vaterlandes, mit der entfliehenden Seele, und seinem Herzblute zugleich, ausströmte. — —

Die Nacht begann indeß einzubrechen, Ritter Valtravers hatte sich entfernt, Euphrosine bereits ihr Gemach gesucht, und Arnold wollte sich eben nach dem seinigen begeben, als Ducoudray die Thüre verschloß, Arnold beim Arme ergriff, und ihn wieder zu seinem Sitze führte.

„Der Augenblick," sagte er dumpf und mit kaum hörbarer Stimme, „ist gekommen, wo Ihr beweisen sollet, ob Ihr mit Recht zu Katharinens Getreuen gerechnet werden könnt."

„Habt Ihr die Aufträge endlich erhalten?" fragte Arnold schnell.

„Ich habe!" sagte Pierre Ducoudray. „Doch ehe ich sie Euch mittheile, erlaubt mir eine Frage. Wisset Ihr etwas Näheres über die Person Henri's de Valtravers?"

„Nichts, als was ich aus Eurem Munde weiß!" erwiederte Arnold. „Er ist ein Günstling Heinrichs von Navarra, und, wie es scheint, ein mächtiger, vielvermögender, gunstaustheilender Mann."

„Ihr habt ihn ganz recht beurtheilt!" sagte Ducoudray. „Er ist so mächtig, als er falsch, tückisch und hinterlistig ist. — Wißt Ihr, warum er fast täglich herkommt?"

„Der Grund ist sonnenklar! — Er bewirbt sich um Eure Nichte!" erwiederte Arnold lebhaft.

„Richtig!" erwiederte Jener. „Indeß — Euphrosine liebt ihn gerade nicht, ich hasse ihn von Herzen wegen seiner Schlechtigkeit, muß ihn aber schonen

wegen seiner Macht. — Gestern hielt er bei mir um Euphrosinen an, ich war genöthigt, sie ihm zu verweigern, und er gerieth in Wuth, indem er behauptete, er wisse schon wer ihm bei dem Mädchen im Wege stehe. Dann — nannte er Euren Namen und schwur Euch fürchterliche Rache."

Arnold erstaunte.

„Euphrosine liebt mich nicht!" sagte er dann.

„Mag dies immer seyn!" erwiederte Ducoudray. „Ich bin indeß der Meinung, daß wohl eine Zeit kommen könnte, wo sie Euch lieben würde, indeß — Valtravers steht Euch im Wege. Er ist mächtig, vornehm, reich, und — meine Nichte ein Mädchen. Doch Alles dies gehört nicht hierher. — Fiel es Euch nicht auf, daß er Euch morgen zur Heerschau einlud? — Merktet Ihr nichts?"

„Nicht das Geringste!" erwiederte Arnold. „Ich sah eine Freundlichkeit darin."

„Eine schöne Freundlichkeit!" sprach Ducoudray. „Er schwur Euch gestern blutige Rache, heute ladet er Euch zu einem einsamen Ritte ein — der Weg führt durch einen Wald — Nun! Merkt Ihr noch nichts?"

„Es ist unmöglich! — Es wäre allzuschändlich!“ sagte der Jüngling. „Ihr haltet ihn für schlechter, als er ist. — Indeß, wenn es auch wäre. Ich denke, ich bin ihm gewachsen, und werde vorsichtig seyn.“

„Ja wenn er allein wäre!“ sprach Jener. „Vorhin aber sagte er mir, er würde, des schnellen Rittes wegen, im Walde, nahe bei der Einsiedlerwohnung, einen Knappen mit zwei frischen Pferden auf sich warten lassen.“

„Ich muß es darauf ankommen lassen!“ sagte Arnold nach kurzem Besinnen. „Zurückbleiben kann ich nicht. Es verriethe Furcht, ich würde mich lächerlich machen. — Was meint Ihr sonst, was ich thun soll?“

„Davon nachher!“ sprach Ducoudray rasch. „Jetzt zu dem Auftrage der Königin. — Ihr seht hier diesen Zettel!“ sagte er, indem er ein Papier aus einem wohlverschlossenen Schranke holte. „Ueberzeugt Euch von der Richtigkeit der Unterschrift. Der Inhalt lautet folgendermaßen:

„Wir beauftragen Unsern Getreuen, den Ritter „Arnold an der Halden, einen Mann, der sich „Henri de Valtravers nennt, und welcher sich

„nicht nur Unsere höchste Ungnade zugezogen, son„dern als Unseren Feind bewiesen, ja selbst Uns nach „Krone und Leben gestanden hat, so bald und so „heimlich als möglich — jeden offenen Zweikampf, „um nicht Aufsehen zu erregen, natürlich ausge„schlossen — vom Leben zum Tode zu bringen, „sodann aber sich nach Plessis la Tour zu begeben, „um dort seinen Lohn zu empfangen. — Der Ritter „Arnold ist mit seinem Haupte für die Ausfüh„rung und Geheimhaltung dieses Unsers Befehls verantwortlich. Catharina."

„Habt Ihr Alles wohl vernommen? — Ja? — Nun wohl!" sagte sodann Ducoudray kalt und verbrannte den Zettel am Lichte. — Arnold saß eine Weile sprachlos und wie versteinert. —

„Ich weiß nicht, ob ich recht gehört!" sagte der Jüngling nach langer Pause, und wie aus einem Traume erwachend. „Laset Ihr nicht einen Befehl der Königin, welcher dahin lautete, daß ich den Ritter ermorden soll?"

„Tödten, mein Freund, blos tödten!" erwiederte Ducoudray mit großer Ruhe. — „Die Großen dieser Erde ermorden Niemand, sie tödten nur. — Da

nun der Befehl der Königin mit Euren eigenen Angelegenheiten so hübsch übereinstimmt, so muß Euch der Auftrag um so willkommner seyn."

„Meint Ihr?" sagte Arnold mit flammenden Augen, indem er sich in die Lippen biß.

„Natürlich!" erwiederte Jener mit voriger Ruhe. „Für's Erste, schafft Ihr Euch einen mächtigen Nebenbuhler vom Halse, und erhaltet die Hand meiner Nichte, bei welcher Euch Niemand weiter im Wege steht. Zwar ist das Mädchen nicht vermögend, — das heißt, ihre Vermögensangelegenheiten sind ein Bischen verworren, und werden sich auch so bald wohl noch nicht in Ordnung bringen lassen — aber die Königin wird schon für ein anständiges Heirathsgut sorgen. Für's Zweite macht Ihr Euren Weg bei Hofe, und die Königin wird nicht anstehen, den wichtigen Dienst, den Ihr derselben leistet, auf eine angemessene Art zu belohnen."

„Und wie meint Ihr," sagte Arnold in immer steigender Bewegung, „daß ich den Auftrag ausführen soll?"

„Ganz einfach!" versetzte Ducoudray. „Ihr begleitet morgen den Ritter Valtravers auf seinem

Wege zur Heerschau. Er reitet fast stets ungeharnischt. Sobald Ihr in den Wald gelangt, sucht Ihr da, wo sich der Weg verengert, hinter ihn zu kommen, und stoßt ihm dann Euren Dolch in den Leib.“

„Und glaubt Ihr wirklich, daß ich dies thun werde?“ sagte Arnold, seinen Zorn nur mit Mühe zurückhaltend.

„Natürlich!“ versetzte Ducoudray mit großer Ruhe. — „Ihr seyd einmal der Diener Katharinens, und müßt also thun, was sie befiehlt. Unglücklich wäret Ihr, wenn es Euch einfiele, ihre Befehle unvollzogen zu lassen. Ihr würdet eher ohne Schaden aus dem Käfig einer erzürnten Löwin herausgehen, als in diesem Falle unverletzt Frankreich verlassen. — Ich habe,“ lächelte der Ritter, indem er ruhig einen Becher Wein austrank, „um geringerer Ursachen willen, ritterliche Häupter auf den Mauern des Pallastes zu Blois aufpflanzen sehen. — Bei Alledem,“ schloß Ducoudray, „verdenk' ich Euch nicht, daß Ihr Bedenken tragt, und es giebt allerdings Beispiele, daß man den Mord befiehlt und den Mörder bestraft;

Ihr könnt indeß ruhig seyn. Katharina von Medicis ist, so stark, als sie schlau ist, und ihre größte Kraft besteht darin, daß sie keines ihrer Werkzeuge aus Menschenfurcht je aufgeopfert hat. Zudem — Ihr seyd ein Fremder. Ihr habt also nicht einmal die Rücksichten zu nehmen, die der Eingeborne nehmen muß. Sitzt Ihr mitten in Fülle und Wohlleben, schützt Euch die Königin, so könnt Ihr lachen zu Allem, was kommen kann." —

„Meint Ihr, Herr von Courtenay?" sagte jetzt Arnold flammenden Auges, indem er aufstand. „Meint Ihr wirklich, ich sey ein gedungener Mörder, wie man solche, der Sage nach, aus Welschland nach Frankreich kommen läßt? — Wohlan, ich sage Euch, ich werde den Befehl der Königin nicht vollziehen."

„Geht! — Geht, Ihr spaßt blos!" — erwiederte der Schloßherr. „Ihr wäret der Erste, der sich der Königin widersetzt hätte."

„Wirklich!" erwiederte der Jüngling lebhaft. „Nun, so setze ich eine desto größere Ehre darinn." —

„Ich glaube jetzt wirklich, Ihr redet im Ernste!" sprach Ducoudray nach einer Pause, nicht ohne



Bayerische Staatsbibliothek München

Erstaunen. „Bedenkt, daß Ihr verloren seyd, wenn Ihr den Befehl der Königin unvollzogen lasset. — Katharina würde Euch nie vergeben, wäre es auch nur um sich vor dem Ausplaudern zu sichern."

„Meldet der Königin," versetzte Arnold fest, „daß ich nicht um ihretwegen, sondern um meiner eigenen verletzten Ehre willen, sobald ich Euer Gebiet im Rücken habe, nie ein Wort von der mir zugemutheten Schändlichkeit verlauten lassen will. — Morgen aber verlasse ich Euer Schloß." —

„Ihr stoßt Euer Glück von Euch!" rief Ducoudray.

„Es giebt keines, welches durch Mord errungen werden könnte!" rief der Jüngling.

„Auch Euphrosine kann dann nie die Eure werden!" setzte Jener hinzu.

„Ich weiß es!" entgegnete Arnold trübe. „Indeß, es ist besser, daß ich sie verliere, als daß sie ihre reine Hand in die blutige eines Mörders lege."

„Seyd kein Thor, besinnt Euch!" ermahnte der Alte. „Schieben wir die That um einige Tage auf, um Euch besser mit dem Gedanken ihrer Ausführung befreunden zu können."



Bayerische Staatsbibliothek München

„Mit Mordgedanken? — Niemals!“ versetzte der Jüngling.

„Ueber Nacht kommt Rath!“ sprach Ducoudray aufstehend. „Vor allem aber müßt Ihr mir, ehe Ihr die Burg verlasset, schriftlich geben, daß Ihr den Befehl der Königin auszuführen verweigert, und daß ich es nicht an Ermahnungen habe fehlen lassen.“

„Alles! — Alles was Ihr wollet, will ich niederschreiben!“ rief Arnold. „Ich verlasse das Schloß nicht eher, ehe Ihr die Schrift in Händen habet. Indeß — von jener Schändlichkeit kein Wort weiter.“ —

Stürmisch verließ der junge Mann nun das Gemach, und er lag schon längst auf seinem Lager, als er noch Thränen des Zornes und getäuschter Erwartung über seine Wangen rollen fühlte. — — —

Der Morgen war kaum angebrochen, als Arnold dem alten Peter befahl, den Grauschimmel zu satteln, und dann zur Reise gerüstet nach der Wohnhalle eilte, um von dem Hausherrn, und — was ihm schmerzlich bis ins innerste Leben drang — auch von Euphrosinen Abschied zu nehmen. Man sagte ihm, daß der Hausherr in diesem Augenblicke nicht

zu sprechen sey, da er sich mit einem eben angekommenen Fremden eingeschlossen habe, daß das Fräulein aber sich seit länger als einer Stunde im Garten befände. Arnold kannte bereits Euphrosinens Lieblingsplätzchen. Es war ein, hinter dem ziemlich verwilderten Schloßgarten liegendes, melancholisches Wäldchen, welches von einem muntern Schmerlenbach durchschlängelt wurde. Mächtige Fichten und Tannen wechselten mit einigen alten, ihre knorrigen Aeste weit in die Luft streckenden Eichen, mit mosigen Rasenplätzen und Gesträuchen, letztere zum Theil unter Euphrosinens Anleitung, doch so gepflanzt, daß sie die Anmuth des Wäldchens hoben, ohne der romantischen Düsterheit desselben Eintrag zu thun. Dicht am Ufer des Baches, in welchem, besonders an den weniger sonnigen Stellen, die kleinen Fische lustig hin und her fuhren, stand eine uralte Buche; überragt von den Zweigen des mächtigen Baums befand sich ein fast zirkelrunder Hügel, das Grab eines alten Häuptlings der alten Armoriker. Wie es schien, war der Tumulus auf's Neue erhöht, und mit einem Stechpalmenstrauch (Ilex) malerisch bepflanzt worden. Ein dicht am Stamme des Baumes

befindlicher Steinsitz sollte, wie es den Anschein hatte, zugleich als Denkstein des bretagnischen Häuptlings dienen, wenigstens schien die darauf angebrachte Inschrift, in der Sprache der Bretons: **God called densan Armorique** (Hier liegt ein mannhafter Bretagner) lautend, darauf deuten zu sollen.

Auf diesem Sitze, wie in tiefem Nachdenken vor sich hinblickend, saß Euphrosine, und bemerkte unsern Bekannten erst als er bereits vor ihr stand. Betroffen richtete das Mädchen seine Augen auf die Rüstung, womit Arnold bekleidet war, es schien fragen zu wollen, als Arnold mit weichem schmerzlichen Tone der Stimme anhob: „Ich komme um Abschied zu nehmen.“ —

„Ihr wollt uns verlassen?“ fragte Euphrosine unwillkührlich zusammenfahrend, und indem sie zu erbleichen schien. — „Ich dachte, Ihr würdet den Ritter Valtravers heute zur Heerschau begleiten.“

„Wünschet Ihr, daß ich es gethan hätte?“ sagte Arnold mit düsterm Lächeln.

„Allerdings!“ erwiederte das Fräulein. — „Dieser Ritt, den Ihr durchaus nicht unterlassen dürft,

wird Euch eine freudige Ueberraschung, Ehre und Vortheil bringen."

„Eine Ueberraschung?" sprach Arnold bitter. „Dies würde ich zu glauben gerne geneigt seyn; aber Ehre? — Schwerlich."

„Eure Reden sind sehr sonderbar!" sagte das Fräulein mit großer Aufmerksamkeit. „Hörtet Ihr nicht, was der Ritter Euch gestern versprach? — Seyd versichert, Heinrich von Valtravers hat noch nie sein Wort gebrochen, wenn — wenn es einem Manne gegeben wurde."

„Ihr interessirt Euch für den Ritter mit großer Wärme!" sprach Arnold mit einem Tone der Stimme, der Gereiztheit und Schmerz anzeigte. — „Kennt Ihr," setzte er mit Bitterkeit hinzu, „diesen Mann so ganz genau?"

„Ich glaube es!" erwiederte Euphrosine düster. „Der Ritter ist ein edler Mensch, und eine Schwäche ausgenommen die ihm schadet, würde er niemals fähig seyn, eine unedle Handlung zu begehen."

„Auch keinen Meuchelmord?" fragte Arnold mit bittrem Lächeln.

„Was sprecht Ihr da?" rief Euphrosine heftig.

„Eher könnte die Welt untergehen! — Aber sagt mir,“ fuhr das Mädchen mit großer Aufmerksamkeit fort, „wie kommt Ihr auf den Gedanken, den edlen, tapfern, ritterlichen Heinrich eines Vorsatzes zu beschuldigen, der“ — dies sagte sie mit großer Bitterkeit — „eher eines der „Getreuen Katharinens“ würdig wäre.“

„Erlaubt mir, über diesen Punkt zu schweigen!“ erwiederte Arnold.

„Ihr dürft nicht schweigen!“ rief Euphrosine, heftig die schöne Hand gegen den Jüngling ausstreckend. „Ich fordere eine Erklärung im Namen eines der edelsten Menschen, den die Erde trägt, im Namen eines Mannes, der Euch wohl will und den Ihr schändlich verläumdet, im Namen eines Abwesenden, eines — —“

Hier stockte die Stimme des Mädchens.

„Warum sprecht Ihr nicht weiter?“ sagte Arnold im vorigen Tone. „Ihr fordert sie im Namen Eures Geliebten, Eures Verlobten.“

„Heinrich von Valtravers ist nicht mein Geliebter, und kann nie mein Verlobter werden!“ entgegnete Euphrosine mit dem Ausdrucke der Wahrheit.

„Er bewirbt sich um Eure Liebe, um Eure Hand! — Ich müßte blind gewesen seyn, hätte ich dies nicht bemerken sollen!“ rief Arnold.

„Er wirbt um meine Liebe, aber nicht um meine Hand! — Das letztere ist unmöglich!“ entgegnete Euphrosine zögernd.

„Wie?“ rief heftig der Jüngling. „Er ist also verheirathet? — Und Ihr, Fräulein, behauptet, ihn nicht zu lieben, genehmiget seine Bewerbungen, vertheidigt ihn, und nennt den Elenden einen edlen Mann?“

„Und weil ich es thue, Ritter, so müßt Ihr glauben daß er kein Elender ist, sondern Eure Achtung, ja Eure Verehrung verdient!“ erwiederte Euphrosine mit Hoheit. — „Doch jetzt eine Frage! — Wie kommt Ihr darauf, den Ritter einer Schändlichkeit fähig zu halten? — Wer hat Euch diese Meinung von ihm beigebracht?“ —

„Ich kann Euch diese Frage nicht beantworten!“ entgegnete Arnold kurz.

„Hat mein Ohm vielleicht —“

„Ich nenne Niemand!“ erwiederte der Jüngling.

„Ich bitte Euch, sprecht!“ sagte Euphrosine

dringend. „Ich wittere höllische Pläne! Diese schändliche Verläumdung. —"

„Ich nenne Niemand!" rief Arnold heftig; „aber mit meinem Schwerte will ich beweisen, daß dieser Heinrich von Valtravers ein Elender, Feiger — —"

„Haltet ein, Unbesonnener!" rief aufspringend, und mit großer Heftigkeit das Fräulein. „Wer seyd Ihr, daß Ihr es wagt, den König von Navarra feig zu nennen?" —

„Wie? — Was sprecht Ihr?" entgegnete Arnold überrascht. „Jener Mann —"

„Ist König Heinrich!" rief das Mädchen. „Ritter Arnold," setzte Euphrosine ernst und schmerzlich hinzu, „ich fürchte, Ihr seyd schändlich gemißbraucht worden."

Es war ungewiß, ob der Jüngling die Worte des Fräuleins vernommen hatte. Er schien einen Augenblick wie in einem Traume befangen, dann drückte er die Hände vor die Augen, und rief, wie von seinen Gefühlen übermannt: „Entsetzlich! — Ich habe den König ermorden sollen! — —"

Euphrosine schrak heftig zusammen, doch ermannte sie sich sogleich.

„Gott sey gelobt!“ rief sie; „ich habe mich in Euch nicht getäuscht. — Doch jetzt laßt uns die Besonnenheit nicht verlieren, laßt uns Rath halten. Wir wollen offen, wir wollen als Freunde reden. Ihr dürft nicht besorgen,“ — dies sagte sie mit tiefem Erröthen — „daß sich meinerseits ein anderes Gefühl in dieses Einverständniß mische. Von der Wiege an unglücklich, in der Einsamkeit, und fast nur zu männlichen Körperübungen erzogen, gehöre ich fast mehr Eurem, als meinem Geschlechte an. — Ihr habt Etwas in Eurem Wesen, was Vertrauen erzeugt, Ihr seyd jung, vielleicht noch unerfahren, gewiß, Ihr könnt nur gemißbraucht, nur verleitet seyn. Ueberdieß gebe ich Euch das heiligste Versprechen, daß nie ohne Eure Einwilligung ein Wort von dem, was wir hier verhandeln, über meine Lippen kommen soll.“

„Ich entsage vor Gott und Menschen einem Dienste, wo man meine Unwissenheit so teuflisch mißbrauchen wollte!“ rief Arnold. „Wem sollte ich übrigens lieber als Euch vertrauen, als Euch, dem theuersten Wesen —“

Die Stimme versagte dem Jünglinge, und er

vermochte nur, die Hand des erröthenden Mädchens an's Herz zu drücken. Der junge Mann erzählte nun, wie er die Schweiz verlassen, um in Blois Dienste zu suchen, wie er dann durch Zufall in jenen räthselhaften Thurm gekommen, und was ihm dort mit einer unbekannten Dame begegnet sey.

„Die Dame," sprach Euphrosine mit Erstaunen, „war die Königin. Ihr waret in dem astrologischen Saale, die weibliche Umgebung Katharinens war ihre sogenannte Liebesbande, vater- und mutterlose Unglückliche aus adeligen verarmten Geschlechtern, die von der Königin erzogen, zu ihren Zwecken benutzt, und dann mit guter Ausstattung in entfernte Gegenden des Landes verheirathet werden."

Arnold erzählte nun weiter, was ihm seit seiner Entfernung von Blois begegnet sey, und welche Unterredung er am vergangenen Abende mit dem Ritter Ducoudray gepflogen habe. Er fügte hinzu, daß, nachdem er nun Alles wisse, seine Ehre fordere, den Ritter mit dem Schwerte zur Rechenschaft zu ziehen.

„Das dürft und werdet Ihr nicht thun!" sagte Euphrosine, als Arnold geendet hatte. „Mein Oheim ist fast ein Greis, und so sehr ich mich über ihn zu

beklagen habe, muß ich dennoch behaupten, daß er in der unglücklichen Lage, in der er sich befindet, kaum anders handeln konnte. — Geizig von Natur, dabei durch die inneren Kriege in seinem Vermögen zurückgekommen, widmete er sich dem Dienste Katharinens, und diese, indem sie ihn unter ihre „Getreuen" aufnahm, stellte seine Vermögensumstände wieder her. Ich lebe — eine Waise seit meiner frühesten Kindheit — in seinem Hause. In Nantes, bei einem Besuche, hatte ich das Unglück, dem Könige Heinrich zu begegnen. Seit dieser Zeit besucht er Courtenay fast täglich, und — leider muß ich es sagen — mein Oheim begünstigte seine Absichten. Stünde auch nicht das Beispiel so vieler Unglücklichen, die dem sonst edlen, aber leidenschaftlichen, und gegen unser Geschlecht vielleicht zu schwachen Fürsten Gehör liehen, vor meinen Augen, so würde ich dennoch nimmer seinen Bewerbungen nachgegeben haben. Die arme, aber rechtliche Tochter Gui's de Villeharnois könnte sich vielleicht entschließen, ohne Liebe zu fühlen, das Weib des ärmsten Rittersmannes der Provinz zu werden, niemals aber wird sie die mit Glücksgütern überhäufte Buhlerin eines, sonst von ihr

hochgeachteten Fürsten seyn. — Nur zu bald," fuhr Euphrosine nach einer Pause fort, „ward die Königin von Heinrichs Besuchen, die er unter falschem Namen hier ablegt, unterrichtet, sie baute darauf ihre höllischen Pläne. Meinem Oheim traute sie nicht die nöthige Entschlossenheit zu; sie sendete Euch. — Das Uebrige wißt Ihr."

„Ich will," sagte Arnold nach kurzem Besinnen, „dem Könige heute noch die Gefahr entdecken, in der er schwebt."

„Ihr würdet damit meinen Oheim in's Verderben stürzen!" sagte Euphrosine. „Auch spricht man von einer gefährlichen Krankheit der Königin. Sollte sie sterben, so versöhnt sich Heinrich der dritte mit dem Könige von Navarra. Eine Entdeckung, wie die Eure, würde dies unmöglich machen. — Nein, ich habe einen andern Plan! Ich begebe mich morgen in's Kloster der Karmeliterinnen nach Tours. Auf diese Weise endigen die Besuche des Königs zu Courtenay."

„In's Kloster!" rief Arnold heftig, indem er Euphrosinen bei der Hand faßte. „Ihr in's Kloster?"

„Es ist das beste, das einzige Mittel, diesen

Qualen zu entfliehen!" sprach Euphrosine mit Resignation. „Für mich giebt es keinen weitern Ausweg."

„O, dennoch, dennoch!" rief Arnold, beide Hände des Mädchens an seine Lippen pressend. „Euphrosine! Ihr sagtet vorhin, Ihr hieltet es für möglich, auch ohne Liebe, das Weib eines redlichen Mannes zu werden. Ich frage Euch nicht, ob Ihr es für möglich haltet, dereinst Liebe für mich zu fühlen, aber ich frage Euch, ob Ihr das Weib eines Mannes werden wollet, der nichts Höheres, nichts Edleres kennt, wünscht, noch hofft, als Euren Besitz."

Euphrosine antwortete nicht, aber ein über ihre Wangen rollender Thränenstrom kündigte die Gefühle ihres Herzens an, und stumm sanken sich der Jüngling und das Mädchen in die Arme.

Es war ohngefähr eine Stunde später, als Arnold an der Hand Euphrosinens in die Halle des Ritters Ducoudray trat. Die Haltung des Jünglings war fest, fast drohend. Er wollte dem Ritter nochmals seinen Abscheu über den, ihm am vorigen Abend gemachten Vorschlag zu erkennen geben, dann Euphrosine als seine Verlobte erklären, und, wenn

Ducoudray irgend eine Einwendung machen sollte, ihn mit dem Zorne Heinrichs von Navarra bedrohen. Wie erstaunte der Jüngling, als er das Terrain, auf welchem die Umtriebe, in die er verwickelt war, statt fanden, gänzlich verändert sah! Ritter Ducoudray kam ihm mit offenen Armen, einen Brief in der Hand, und höchst erfreut entgegen.

„O Ihr weiser, scharfsichtiger, durchtriebener Staatsmann!" rief er dem erstaunten Jünglinge zu. „Ich sage Euch, Ihr seyd zum Hofmanne geboren; und werdet bei Hofe alle Eure Rivale bei Zeiten überflügeln. Wer so richtig, wie Ihr, die Strahlen der untergehenden, und die der aufgehenden Sonne zu taxiren weiß, dessen Glück ist gemacht, sey der Boden unter ihm auch noch so schlüpfrig."

„Die Stimmung, in der ich mich befinde, Ritter Ducoudray, ist, so viel Ihr dabei in's Spiel kommt, eben nicht für den Scherz geeignet!" sagte der junge Mann. „Habt die Güte, Euch näher zu erklären."

„Sanct Peter bewahre mich, mit Euch scherzen zu wollen!" rief Jener. „Dieser Brief, der Euch Alles erklären wird, ist so verteufelt ernsthaft,

daß wir alle Beide genug daran haben können. Er ist vom Könige aus Blois. Hört nur zu:“

Der Ritter las.

„Da es dem allmächtigen Gott gefallen hat, „Unsere durchlauchtigste Frau Mutter, Frau Katharinen, dato aus diesem Erdenthale abzufordern, und zu sich in das himmlische Freudenreich „zu berufen, die Selige, — der der Herr eine fröhliche Urständ verleihen wolle, — aber Uns auf „dem Todbett an's Herz gelegt und gerathen, Uns, „was Wir längstens gewünscht, mit dem Könige von „Navarra auszusöhnen, so senden Wir den Ueberbringer dieses Schreibens in das Hoflager Unsers „gedachten vielgeliebten Vetters, um solchem sowohl „Unser, als Unserer verstorbenen Frau Mutter christliches Begehren, in dieser Hinsicht kund zu thun. „Da Wir Uns nun zugleich erinnern, daß sich ein „junger, erst kürzlich in Unsern königlichen Dienst „getretener Schweizer, genannt Arnold an der Halden, gesendet in besondern Aufträgen von Unserer „vorgedachten, in Gott ruhenden Frau Mutter, „bei Euch befinden dürfte, so habt Ihr diesem zu „eröffnen, daß mit dem Tode der Seligen, auch

„die ihm gewordenen Aufträge erloschen sind, ob-
„wohl Wir ohnehin vermeinen, daß gedachter jun-
„ger Ritter, der Uns als ein scharfsichtiger, kluger,
„auch in andern Angelegenheiten höchst erfahrner
„Mann bekannt worden, jene Aufträge nur in
„Gemäßheit Unserer, ihm von Anfang an kund
„gewordenen Meinung, betrachtet, und darnach ge-
„handelt haben wird. Schlüßlich habt Ihr dem
„oben genannten Ritter noch zu eröffnen, daß er
„sich Angesichts dieses an Unserm Königlichen Hof-
„lager zu Blois einzufinden, und dort von Unserer
„Huld zu erwarten habe, wie Wir ihn in Unserm
„Dienst, nach Masgabe der bewiesenen Fürsichtig-
„keit und Klugheit, auch seiner im Jagdwesen Uns
„besonders kund gewordenen großen Einsichten, an-
„stellen, und gebrauchen wollen. — Bleiben Euch
„übrigens in Gnaden gewogen. Heinrich Rex."

„Nun was sagt Ihr, Ihr Glückskind, oder vielmehr Ihr weiser, einsichtsvoller — —"

„Daß ich nicht nach Blois gehe!" erwiederte Arnold kalt. „Ich gehe in andere Dienste, in bessere."

„Dachte ich's doch!“ rief Ducoudray erschrocken. „Ihr kanntet den wahren Namen des Ritters Valtravers von Anfang an. — Aber um Gotteswillen! Ihr habt doch nicht auf eine Art gesprochen, die mich ins Verderben stürzen könnte?“

„Sorgt nicht!“ erwiederte der Jüngling mit einem Tone der Stimme, der unwillkührlich seine Verachtung ausdrückte. „Ich gehe nicht in die Dienste Heinrichs von Navarra, der überdem von Allem kein Wort weiß, hier steht meine Herrin. — —“

„Was? — Meine Nichte? — Ihr wollt sie heirathen?“ rief der Alte. „Hm! das wäre Alles recht schön, aber sie hat nur ein geringes Habe, und dieses ist in erstaunlicher Verwicklung befangen.“

„Laßt das gut seyn, Ritter Ducoudray!“ rief Arnold mit fester Stimme. „Wir wollen das schon entwickeln.“

Ducoudray stammelte noch allerhand von Glück und Unglück, mißlichen Umständen und dergleichen, als sich die Thür öffnete und Heinrich von Valtravers in's Zimmer trat.

„Ei siehe da!“ rief er unserm Bekannten freund-

lich entgegen. „Ihr seyd geharnischt! Das ist brav. Wie stattlich seht Ihr aus! Die Ritter des Königs werden sich freuen einen so schmucken Kämpen an meiner Seite zu erblicken. — Aber was habt Ihr!" setzte er betroffen hinzu, als sich Arnold auf ein Knie niederlies und die Schärpe des Königs an seine Lippen drückte. „Pfui, Ducoudray! Ihr habt geplaudert, oder Ihr Euphrosine!"

„Die Verlobte!" sagte das Fräulein lächelnd und leise, „darf vor dem künftigen Gatten kein Geheimniß haben."

„Verlobt!" rief Heinrich betroffen, und mit sichtlichem Verdruße, indem er einen Schritt zurück trat. „Ventre saint gris! das ist mir neu. — — Ich sollte glauben, Fräulein von Villeharnois hätte gut gethan, einem Manne, der großen Antheil an ihrem Schicksale nimmt, früher ein Wort davon zu sagen."

„Verzeihung, Sire, wenn ich meine Braut entschuldige!" sagte Arnold ruhig. „Erst vor einer Stunde ist zwischen uns das erste Wort von Liebe gesprochen worden."

„Tête de Dieu! Und jetzt ist schon Alles abgemacht? — Das ist stark!“ rief Heinrich, noch immer alle Zeichen des Verdrusses kund gebend. „Ihr seyd ein glücklicher Mann, Ritter! Ihr könnt mit Cäsar sagen: Veni, vidi, vici.“

„Ich hatte redliche Absichten, Sire!“ sagte Arnold mit Unbefangenheit, und sichtlich ohne den Willen zu irgend einer kränkenden Anspielung. „Durch einen offnen ehrlichen Antrag muß sich jede wackere Jungfrau geehrt fühlen, selbst wenn sie ihn ablehnen müßte. — Schande dem Weibe, das nicht so fühlte. — Wenn aber das ehrliche, liebende Wort eine gute Statt gefunden hat, warum sollte das Fräulein nicht ein gleiches aussprechen wollen.“

„Hm! Ihr habt Recht!“ erwiederte der König von der Wahrheit der Bemerkung etwas betroffen. — „Uebrigens Ihr seid jung, Ihr werdet ein Feld für Eure Thätigkeit suchen; was mein Vetter Euch bietet, kann ich auch für Euch thun. Ich will Euch bei meinem Hofhalt anstellen.“

„Erlaubet, Sire, daß ich bereits als Braut die Vorrechte der künftigen Hausfrau in Anspruch

nehme!" rief Euphrosine lebhaft. „Ritter Arnold hat mir versprechen müssen, mich in sein Vaterland zu führen. Er hat dort ein kleines, aber für bescheidene Wünsche ausreichendes Eigenthum."

„Wie es scheint, wünscht Mademoiselle von Villeharnois durchaus keine Verpflichtungen gegen mich zu haben!" sagte Heinrich in übler Laune. Bald aber glättete sich die gefurchte Stirne des Königs. Seine reinen, edlen Züge nahmen wieder den gewohnten Ausdruck des Wohlwollens an, jenes Wohlwollens, das heute das Andenken Heinrichs des vierten noch so unvergeßlich macht.

„Schöne Euphrosine!" sagte er freundlich lächelnd, indem er sie bei der Hand nahm. „Man soll in der Schweiz nicht sagen, Heinrich von Navarra nehme an dem Glücke seiner Freunde keinen Antheil, oder diese wären so stolz ihn nicht bedürfen zu wollen. — Vierzig tausend Livres tournois sind zwar nicht hinreichend, ein sicheres Loos zu gründen, aber nehmt sie als Freundesgabe an. — Gerne gäbe ich Euch eine bessere Ausstattung, aber ich habe jetzt wenig Geld, und — **Ventre saint gris!**

Ihr wißt nicht, wie unausstehlich Sully ist, wenn er zu brummen anfängt."

Die Verlobten neigten sich dankbar auf die dargebotene Hand des Königs, die sie mit Küssen bedeckten. — Arnold begleitete den König zur Heerschau; nach wenigen Tagen feierten die Liebenden ihre Verbindung, und reis'ten sodann nach Arnolds Heimath, der schönen Schweiz.

# Der Untergang der Scala.

---

Erzählung.

Motto:

„Thun? Der Mensch thut nichts. Es waltet
Ueber ihm verborgner Rath,
Und er muß wie dieser schaltet.“

Müllner.

Welcher Reisende, dessen Fuß Verona je betrat, hätte nicht die herrlichen Terrassen des Gartens Giusti bestiegen? — Auf dem Berge zu seiner Rechten liegen die Trümmer der Kastelle St. Felice und St. Angelo, von den Reben des wilden Weinstocks und des Epheu's überrankt. Die gesprengten, und in den letzten Jahren des vorigen Jahrhunderts mit deutschem und französischem Blut getränkten Bastionen ruhen auf den Grundsteinen des Palastes Theodorichs. Wirft er seinen Blick in die Ferne, so sieht er diesseits des Monte Baldo, des Bolca-Gebirges und der euganeischen Hügel die Gegenden der Schlachtfelder von Rivoli und Montebello, und in der Ferne taucht die Kuppel der Domkirche Mantua's aus dem grünen Baummeere auf. Aber auch dicht zu den Füßen des Reisenden liegen Stätten merkwürdiger Ereignisse der Vergangenheit und Denkmale unvergeßlicher Tage. Mitten in

jener großen Häusermasse, welche die im Sonnenglanze flimmernde Etsch durchströmt, ragt das wohlerhaltenste Amphitheater aus Römerzeit hoch über die größten Paläste empor. Noch thürmt sich Sitzreihe über Sitzreihe, noch liegt Quader an Quader. Das geistige Auge sieht das Volk aus den Vomitorien strömen, den Prätor zur Seite des anwesenden Cäsars seinen Platz auf jenem Balkon einnehmen, es sieht die dem Tode geweihten Opfer in die Arena treten! „**Morituri te salutant!**“ — —

Wendet der Reisende den Blick gegen Veronetta hinüber, so sieht er ein kleines unscheinbares Haus, aber die Erinnerung, die ein unsterblicher Dichter an die Stätte geknüpft, die Erinnerung an zwei gebrochene Herzen ist mächtiger durch die Nacht der Zeiten zu der Nachwelt gedrungen, als das Andenken jener Todeskämpfe; der Sarcophag, der Juliens Reste barg, steht in jenem Hause. — — —

Für den Verfolg dieser Erzählung ist jedoch ein drittes Bauwerk, welches dicht am Ufer der Etsch gelegen, von besonderem Interesse. Es ist die mittelalterliche Burg der alten Fürsten von Verona, der Herren della Scala. — Düster, eigenthümlich

aber großartig in ihrer Bauart, von rohen Backsteinen ohne Abputz aufgerichtet, winklig und dunkel in ihrem Innern, mit den nicht endenden Korridoren, den unzähligen Treppen und Gängen, den weiten, kühlen, hallenden Sälen, erinnert sie überall an ihre früheren Bewohner. Selten hat die Geschichte eines Fürstenhauses so viel Glanz und so viel Gräuel aufzuweisen, und dennoch herrschten die Scala nur 128 Jahr über Verona. Es ist der Fall dieses Fürstenhauses, dessen Bild wir dem Leser vorzutragen gedenken.

Es war im October 1375, als rings um den Palast der Herrscher von Verona eine weite Postenkette aufgestellt war. Die Soldaten winkten jedem Reiter schon von weitem zu, auf Umwegen nach den Straßen, die über die Piazza **Bra** oder **Erbe** führten, einzubiegen, und die in kleinen Gruppen zusammenstehenden Fußgänger zischelten sich furchtsam in's Ohr, daß etwas von Bedeutung im Schlosse vorgehen müsse.

Zwei Männer, ihrer Kleidung nach dem untern Bürgerstande angehörig, standen in respectvoller Entfernung von den Soldaten und starrten

neugierig nach dem Haupteingange des Palastes hinüber.

„Den Finger gäbe ich drum, wüßte ich recht gewiß, was los ist!“ sagte der Eine, indem er sich mit der Faust auf die Lende schlug.

„Viel Gutes ist es nicht, Gioachimo; verlaß Dich drauf!“ erwiederte der Andre achselzuckend.

„Narr! Das kann ich mir selber sagen;“ fiel Jener ein. „Ist, seit Can Grande der Zweite zur Regierung kam, bis er von seinem Bruder Can Signorio erstochen wurde, und von da an bis vor vier Wochen, als dieser wieder seinem Bruder Alboin den Kopf abschlagen ließ, überhaupt etwas Gutes vorgekommen? Es müßte denn seyn, daß Du es für etwas Gutes hältst, daß diese Hunde (cani; ital.) sich unter einander selber zerreißen und auffressen, und deshalb nicht Zeit und Appetit haben, sich noch mehr, wie geschieht, an uns zu halten.“

„Madonna! Was stöß'st Du für unvernünftige Redensarten aus;“ sagte ängstlich der Vorige. „Siehst Du nicht, wie der deutsche Büffel dort, der Kerl mit der langen Hellebarde, uns in einem

fort ansieht? Wenn Du es nicht lassen kannst, solche rebellische Reden zu führen, so lasse sie wenigstens nicht in Gegenwart eines ruhigen Bürgers und Handschuhmachers aus der Straße Balbi hören, der außer seinem ehelichen Hauskreuz noch sechs Kinder und Kummer und Noth vollauf hat, oder wenn Dich nun einmal der böse Feind dazu treibt, so mache dabei ein so freundliches und respectuöses Gesicht, als ob Du eben ein **Viva Can Signorio della Scala!** auf den Lippen und im Herzen hättest."

„**Corpo di Bacco!** Den Teufel auf den Hals werde ich ihm wünschen;" rief der Vorige halb laut. — „Aber was? Du willst fort? — Bleib, Hasenfuß! Beruhige Dich, Pasquale! Ich weiß, was ich weiß."

Bei den letzten Worten fuhr der Sprechende mit dem Zeigefinger der rechten Hand nach dem rechten Auge, drückte dieses zu und lächelte mit dem linken überaus pfiffig.

„Nun, was weißt Du denn, Gioachimo?" fragte Jener neugierig.

„'s geht schlecht mit ihm, grundschlecht!" rief

ihm der Gefährte so heftig in's Ohr, daß dieser sich wieder voll Angst, daß es Jemand gehört haben könnte, rings umsah. „Can Signorio hat einen Eilboten nach Florenz geschickt und Bartholomäo, seinen Sohn, eilig abrufen lassen. Ich schließe daraus, daß er bedeutend krank sey.“

„Du bist ein närrischer Kerl!“ sagte Pasquale kopfschüttelnd und lächelnd. „Weil der Fürst seinen Sohn, der seit längerer Zeit abwesend ist, schleunig zurückruft, wozu es hundert verschiedene Gründe geben kann, schließest Du, daß er bedeutend krank seyn muß. Sein anderer Sohn, Antonio, ist ja eben auch anwesend.“

„Eben darum, Gevatter Einfältig!“ sprach Jener mit wichtiger Miene. „Dies ist gerade der Grund, worauf ich meine Schlüsse baue. — Aber freilich,“ fuhr er mit einer gewissen Grandezza fort, „Du wohnst da drüben in Veronetta, und wenn nicht der Herzog einem seiner Räthe den Kopf abschlagen läßt, oder sonst etwas Stadtkundiges vorgeht, so erfährst Du nichts. Du hast keine Verbindungen bei Hofe, indeß ich alle Sonntage mit dem deutschen Thürsteher, dem Christoforo, in der

kleinen Kneipe, dicht neben der Porta Bursari eine Fogliette Vino santo trinke und von allen Hofangelegenheiten die genaueste Kenntniß erhalte. Manchmal kommt der Christoforo auch zu mir —"

„Eh!" unterbrach Pasquale den Sprechenden mit blinzelndem Auge und dem langgezogenen Tone, welchen die gemeinen Italiener ausstoßen, wenn sie einander foppen wollen. „Die Leute sagen, er käme nur, wenn Deine Frau allein wäre. — Aber vielleicht hast Du dann seine Neuigkeiten aus der zweiten Hand."

„Dummes Zeug! Verdammte Lüge!" rief Gioachimo hitzig. „Mir macht Niemand in diesen Angelegenheiten ein X für ein U, am wenigsten ein solcher deutscher Waldesel; überdies kenne ich meine Nazarena. Nobile's haben um sie herum scharmuzirt — der junge Scarpa z. B., und der dicke Pellegrini und Signor Maffei, der sehr hinter den jungen Frauen her ist — aber nicht daran zu denken. Treu wie Gold! das ist ihr Symbolum."

„Nun, nun; ich glaub's schon;" sagte Pasquale, dessen Miene aber den Worten wenig angemessen war. „Die Leute wundern sich nur, daß Du

mit Mützenmachen so viel verdienst, um Deiner Frau allen den Flitterstaat, mit dem sie sich herausputzt, kaufen zu können, und dennoch so viel Zeit erübrigst, um Dich stundenlang auf der Piazza Bra oder an der Porta Bursari herumzutreiben. Aber was geht es mich an? Deine Nazarena ist eine tugendhafte, hübsche und vor Allem sehr leutselige Frau, und es mag der Neid seyn, der aus den Leuten redet."

„Recht, Pasquale!" sagte der Mützenmacher beruhigt, jedoch unterließ er aus Vorsicht nicht, unvermerkt den kleinen und den Zeigefinger der rechten Hand gegen den Sprechenden auszustrecken, oder, wie die Italiener sagen: ein Paar Hörnchen zu machen, da es doch möglich war, daß der Neid aus Pasquale reden und dessen Lob daher der „leutseligen" Nazarena schaden konnte, welchem Uebel aber durch besagte Hörnchen vorgebeugt wird. — „Recht, Gevatter!" setzte er hinzu; „jetzt sprichst Du wie ein verständiger Mann!"

„Nun so rede Du auch als ein solcher und erzähle mir, was zwischen der Krankheit des Can Signorio und der Rückkehr des Don Bartholomäo

für eine Verbindung stattfinden kann;" versetzte neugierig der Freund.

„Das wird Dir sogleich klar werden!" erwiederte Gioachimo lebhaft. „Auf dem Hause Scala ruht ein Fluch —"

„Was? Ein Fluch?" fiel Jener mit allen Zeichen höchster Neugier ein.

„Der Fluch: daß ein Bruder stets den andern umbringen oder doch ihm nach dem Leben trachten, und ihn verrathen muß!" sagte, ohne sich unterbrechen zu lassen, höchst geheimnißvoll der Mützenmacher. „Dieser Fluch stammt schon aus den Zeiten Mastino's des Ersten her; die Veranlassung dazu ist mir unbekannt, und auch Christoforo, der die Sache aus dem Munde des Leibpagen des Herzogs hat, wußte mir nichts Näheres darüber mitzutheilen. Daß sie indeß ihre Richtigkeit hat, will ich Dir sogleich beweisen. Mastin der Erste wurde von vier Meuchelmördern umgebracht; da hast Du den Verrath, denn es hieß, sein Bruder Albert, der ihm in der Regierung folgte, hätte darum gewußt. Can grande der Erste setzte die Söhne seines Bruders Alboin zu Regenten ein, und diese hatten nichts

Eiligeres zu thun, als dessen uneheliche Kinder in einen Thurm zu stecken. Frignano, ein unehelicher Sohn Mastin's des Zweiten, verschwört sich gegen seinen legitimen Bruder, den regierenden Herzog Can grande den Zweiten, wird von diesem angegriffen, ertrinkt in der Etsch und der Fürst läßt den Leichnam des Bruders an den Galgen hängen. Can grande aber wird später von unserm jetzt regierenden Can Signorio mit eigener Hand erstochen."

„Wahrhaftig, Du hast Recht!" rief überrascht Pasquale.

„Noch nicht genug!" sagte der Mützenmacher. „Wie war es mit Alboin, dem fast blödsinnigen Bruder des Fürsten? Man sollte denken, dieser wäre nicht zu fürchten gewesen. Weit gefehlt! Er rebellirte, oder es hieß wenigstens, er hätte rebelliren wollen. Can Signorio ließ ihm den Kopf abschlagen."

„Santa Madonna! Es ist Alles, wie Du sagst!" rief Pasquale mit Erstaunen. „Aber die Reise und Rückkehr Bartholomäo's?"

„Auch darüber gab Christoforo meiner Frau — mir, will ich sagen — die genaueste Auskunft!"

sagte mit gewichtiger Miene der Mützenmacher. „Wie Du weißt, hat der Herzog keine legitimen Söhne, nur zwei Bastarde; das thut aber nichts, alle große Herren in Italien haben welche. Antonio und Bartholomäo sind Zwillingsbrüder, und der Herzog, der sonst keine lebende Creatur liebt, liebte sie seit ihrer Geburt auf die übertriebenste Weise. Deshalb bestimmte er auch, daß sie nach seinem Tode gemeinschaftliche Regenten von Verona seyn sollten. Ihre Erziehung war sehr sonderbar. Die Knaben mußten in einem Bette schlafen, aus einem Becher trinken, aus einer Schüssel essen; alles Gute, jedes Geschenk, was der Eine empfing, bekam er, auf Veranstaltung des Vaters, aus der Hand des Andern. Der Herzog dachte auf diese Weise den Bann zu lösen und eine tiefbegründete Liebe zwischen den Brüdern zu erzeugen. Wirklich gelang es ihm, die jungen Leute liebten sich auf eine in der Familie der Scala noch nie stattgefundene Weise; keiner konnte ohne den andern leben, alle Genüsse theilten sie mit einander. Jetzt sind die Jünglinge einundzwanzig Jahre, und der Vater meinte, es sey Zeit daß sie sich verheiratheten. Da

Beide unehelicher Geburt, so wäre es ihm lieb, wenn sie Frauen aus hohen adeligen Geschlechtern Italiens heimführten und auf diese Weise den Flecken, der an dem Bastard haftet, ausglichen. Damit indessen keine Eifersucht bei der Bewerbung stattfinden könnte, so mußte zuerst Bartholomäo auf Reisen gehen, sobald er zurück wäre, sollte Antonio die Reise antreten. Jetzt war der Erstere in Florenz, aber er hatte, wie es hieß, immer noch keine ihm zusagende Braut finden können, plötzlich wird er durch einen Kurier zurückgerufen, und vor zwei Stunden ist er angekommen."

„Und daraus schließest Du —"

„Daß der Herzog krank ist! todtkrank!" fuhr Jener fort, ohne den Gefährten zu Worte kommen zu lassen. „Hätte er irgend einen Staatsstreich vor, so hätte er die Söhne zuvor fortgeschickt, wie er auch that, als er dem Alboin den Kopf abschlagen ließ. Er will durchaus nicht, daß sie seine Bluturtheile vollziehen sehen. Selbst wenn er ein Paar in Ungnade gefallene Räthe einsperren oder verschwinden ließ" — der Sprechende machte eine sehr ausdrucksvolle Geberde — „so mußten die Knaben vorher

auf's Land gebracht werden. Sie sollten nichts von seinen Thaten sehen und hören. Jetzt bringt er sie zusammen, Wachen umstehen den Palast, es kann nicht anders seyn, er ist sterbenskrank."

„Ich bitte Dich um der Madonna del Lago willen, Gioachimo, sprich nicht so laut;" sagte Pasquale ängstlich. „Der deutsche Leibwächter wendet nicht ein Auge von uns."

„Mir alles eins!" rief der Vorige keck. „Ich scheere mich den Henker um diese deutschen Büffel, so viel ihrer sind. — Was? Sind wir nicht Lombarden? War mein Großvater nicht in Rom geboren? Haben unsere Vorfahren nicht die Cimbern geschlagen, acht Stunden von hier, bei Chiusa, welches noch heutzutage deshalb, sowie wegen seiner fetten Nierenbraten, berühmt ist?" —

Die kühnen Reden Gioachimo's würden, trotz den Besorgnissen Pasquale's, aus mehreren Gründen, von denen einer der war, daß der Leibwächter nicht sonderlich italienisch verstand, keine üblen Folgen gehabt haben, aber der Römersinn, der in ihm lebte, der Geist seiner Altvordern, der Cimbernbesieger, hatte ihn verleitet eine zweideutige, fast

drohend zu nennende Stellung anzunehmen, und dies erregte die Galle des deutschen Leibwächters.

„Was untersteht sich der Lumpenhund da zu lärmen, und in Gegenwart der herzoglichen Leibwache allerlei flämische Gesichter zu schneiden?“ schrie er, indem er hastig auf jene Beiden zuschritt. „Ich glaube gar, der Kerl untersteht sich die Faust zu ballen! Das fehlte noch, daß das Gesindel so keck würde! In's Loch mit Euch, Ihr froschfressenden Aufrührer, Ihr nudelverschlingenden Rebellen!“ —

Der Zorn des Deutschen war groß, und der Ton der Stimme, mit welcher er die Veroneser anbrüllte, wäre vor einem unpartheiischen Richter hinreichend gewesen, den guten Gioachimo wegen des Epitheton eines „asino ferino,“ das er dem Leibwächter beigelegt, vollkommen zu rechtfertigen, indeß erschreckte derselbe die beiden Freunde dergestalt, daß sie wie zwei !gescheuchte Rehe über den Platz setzten, und in die Strada bella einbogen, welche Pasquale sodann in kurzem Trabe zurücklegte, während der Nachkomme der Cimbernvertilger in einen Bäckerladen schob, von welchem er aus Erfahrung wußte, daß solcher einen hintern Ausgang in eins

der vielen, hinter der Piazza Bra gelegenen, krummen Gäßchen darbiete. —

Die Gefahr, die ihnen drohte, war inzwischen nicht so bedeutend gewesen. Entweder hatte sie der Leibwächter nur ein wenig erschrecken wollen, oder der Respect, den er den Gegnern eingeflößt, hatte seinen Zorn schnell abgekühlt, denn mit großer Behaglichkeit und einem freundlichen Grinsen, das ihm den breiten Mund bis in die Nähe der Ohren verzog, sagte er zu einem herbeikommenden Kameraden: „Schau Andresl, wie die Kerle springen können!" und ging wieder an seinen Platz. —

Während es aber vor dem Palaste so munter zuging, herrschte in demselben eine Todtenstille. — Die steinernen Treppen waren mit Decken, die langen Gänge des finstern Gebäudes mit Strohmatten belegt. Die Wachen, welche an mehreren Punkten vertheilt waren, hatten die Hellebarde beim Fuß oder das blanke Schwert im Arme; sie gingen heute nicht, wie sonst, auf und ab; wie stahlbekleidete Bildsäulen lehnten sie an den mächtigen Pfeilern der Korridore, oder in den tiefen Nischen der spitz-

bogigen, mit kleinen runden Scheiben versehenen Fenster. —

In einem entfernten Theile des Gebäudes, unweit eines runden Eckthurmes, an dessen Fuße die reißende Etsch vorbeifloß, befand sich ein ziemlich großer Saal, der durch die kleinen getrübten Scheiben der ohnehin nicht allzugroßen Fenster, von der eben untergehenden Sonne nur gerade so viel Licht erhielt, um die Gegenstände in ihm erkennen zu lassen. Zwei Jünglinge, von gleichem Alter, gingen mit leisen Schritten auf dem gelb und schwarz gesprengten Estrich des Bodens, Arm in Arm, auf und ab, und blieben endlich am obern Theile des Saales, wo ein riesengroßer Hund, eine Anspielung auf den Namen des prachtliebenden Can grande, als Wandzierde in Stuck angebracht war, stehen. Die jungen Männer glichen sich in Körperform und Gesichtsbildung außerordentlich. Bei Beiden derselbe feine Wuchs, die schöne Gesichtsform, der bräunliche Teint, das dunkle krause Haar; nur war der Gesichtsausdruck des Einen kühner, stolzer, als der des Andern.

„Du meinst also, es sey keine Hoffnung mehr?“

fragte der Eine, dessen Anzug zeigte, daß er so eben von einer Reise komme.

„Keine, mein Bartholomão!" entgegnete kopfschüttelnd der Gefragte. „Der Arzt hat ihn aufgegeben."

„Hast Du den Vater gesprochen?" fragte Jener weiter.

„Er hat es mir untersagt, zu ihm zu eilen, ihn pflegen zu dürfen; erst wenn Du angekommen seyn würdest, dürfe es geschehen."

„Welche Grille!" sprach der Vorige mit schmerzlichem Lächeln. „Immer die Besorgniß, daß irgend etwas, eine Gunst, eine Gabe, dem Einen gegönnt, bei dem Andern unangenehme Empfindungen erregen könnte! O mein Antonio! was gäbe es Gutes, Schönes, Herrliches, das ich mit Dir nicht freudig theilen wollte? Wäre nur erst eine Gelegenheit da, Dir zu zeigen wie innig ich Dich liebe, wie ich Alles, Alles mit Dir theilen, ja mein Herzblut für Dich hingeben wollte."

„Weiß ich dies nicht, Bartholomão?" sprach Antonio feurig, dem Bruder die Hand reichend.

„Könntest Du auch wohl anders fühlen, wie ich? Lagen wir nicht zugleich unter einem Mutterherzen? Hatten wir je verschiedene Wünsche, verschiedene Neigungen? Gäbe es ein Gut auf dieser Erde, das uns — ich will gar nicht sagen, entzweien — nur fremder werden lassen könnte?"

„Gewiß nicht!" erwiederte Bartholomão sanft. „Der Erisapfel, der bisher so viel Unheil in unserer Familie anrichtete — ich meine den Streit um die Alleinherrschaft — hat bei uns seine Kraft verloren. Was auch der Vater bestimmt hat, ich trete Dir meine Ansprüche an die Krone ab."

„Fluch treffe mich, wenn ich dies annehme!" rief heftig und mit Unwillen im Blick Antonio. „Ernennt Dich der Vater zum Alleinherrscher, so beuge ich als Vasall vor Dir das Knie, in jedem andern Falle regieren wir gemeinschaftlich."

„Du bist ein geborner Fürst, Antonio!" sagte Bartholomão freundlich, indem er zärtlich den Arm um den Nacken des Bruders schlang. „Glaube mir, ich tauge nicht zum Herrschen. Mit Dir ist es ein Anderes. Deine starke Seele paßt für die mühe- und dornenvolle Laufbahn, ich würde nur

allzubald erliegen. Ein zurückgezogenes, still-häusliches Leben auf dem Lande, in Mitte unserer schönen Natur, das ist das Ziel aller meiner Wünsche. Regierte ich auch dem Namen nach mit Dir zusammen, so würde ich doch immer nur Dein Schatten seyn, dies könnte Dir wenig nützen, mir aber würde es schaden."

„Und doch, Bruder, mußt Du gestehen, ist dies das einzige Mittel durch welches später Reue, Entfremdung unserer Herzen und Seelen, und allen jenen elenden Hetzereien, zu welchen die Höflinge so gern ihre Zuflucht nehmen, vorgebeugt werden kann;" rief Antonio rasch. „Nein, Bruder. Kein Wort weiter! Es bleibt bei unserm früheren wohlerwogenen Beschlusse: Was auch der Vater bestimmen möge, wir regieren gemeinschaftlich. — Ich habe Dein Bruder- und Fürstenwort darauf, und ich entbinde Dich dessen auf keinen Fall."

Bartholomäo wollte eben etwas erwiedern, als die Sprechenden durch den Eintritt eines Dritten unterbrochen wurden. Es war ein hoher Greis in dunkler Kleidung, welcher aus einer Seitenthür in den Saal trat.

„Ah Signor Bevilaqua!“ rief Antonio. „Wie steht es mit dem Vater? — Dürfen wir kommen?“

„Der Herzog wünscht Euch zu sprechen, edle Herren. Ich fürchte, er wird nicht den kommenden Morgen mehr erleben;“ sagte mit gerunzelter Stirn, aber mit Kälte im Tone, der Alte.

„Leidet er sehr?“ fragte Bartholomäo tief bewegt.

„Körperlich nicht;“ erwiederte Jener düster.

„Aber an der Seele? — Nicht wahr, dies meint Ihr?“ sprach Antonio.

„Sein starker Geist ist ungebeugt, so lange sein Bewußtseyn ungetrübt bleibt, doch die Bilder, die ihm in den Fieberphantasieen durch die Seele zu ziehen scheinen — Junge Männer,“ unterbrach sich der Alte in diesem Augenblicke, indem er die Hände der Jünglinge ergriff, „ich habe Erfahrungen gemacht in den Kriegen der Guelfen, wenn die Trompeten ertönten auf hallender Haide, ich lernte Manches in den Gerichtssälen und den festlichen Sälen der Fürsten, aber an diesem Krankenlager habe ich mehr gelernt. Laßt auch Ihr das, was Ihr hören und sehen werdet, Euch nicht verloren seyn.“

Mit diesen Worten öffnete der Alte die Seitenthür und winkte den Jünglingen, einzutreten. Die jungen Männer durchschritten an der Seite des Alten mehrere Gemächer, endlich öffnete derselbe die Thür eines nur wenig erleuchteten Zimmers, und sie traten hinein. Das Gemach war ziemlich klein, die Wände desselben waren mit dunkler Boiserie, auf welcher hier und da ein vergoldeter Hund angebracht war, bekleidet. Neben den beiden, mit rothseidenen, schweren, goldgestickten Vorhängen verhüllten Fenstern führten rechts und links ein Paar Thüren in anstoßende Gemächer. Die an der Decke hängende Ampel goß ein ungewisses, zitterndes Licht herab. Fast die Hälfte der Wand des Gemaches nahm ein großes Himmelbett ein, welches mit reich gesticktem Seidenzeug bekleidet, und dessen vier Ecken mit großen Büschen weißer Strausfedern geschmückt waren. So wie die Jünglinge im Zimmer erschienen, rief eine heisere Stimme aus dem Bette: „Geht hinaus, Doctor; ich will mit meinen Söhnen und Cavaliere Bevilaqua allein seyn!“ —

Die jungen Männer naheten sich jetzt dem Lager, auf welchem sich ein Mann befand, dessen Ge-

sicht von Fieberhitze glühete. Die Züge des Kranken deuteten auf frühere Schönheit, doch hatten Leidenschaften aller Art ihnen einen unauslöschlichen Stempel aufgedrückt. So wie die Jünglinge an das Bett getreten waren und die Hand des Vaters an die Lippen gedrückt hatten, griff Letzterer hastig nach einem Becher, den er schnell und in großen Zügen austrank, dann fuhr er sich heftig mit der Hand über die Augen und die Stirn, gleichsam als ob er mit Gewalt das volle freie Bewußtseyn erzwingen wolle. Da er noch schwieg, so ergriff Bartholomäo das Wort.

„Ich kann Euch kaum sagen, wie sehr die Nachricht von Eurer Krankheit" — hob er an, aber der Leidende unterbrach ihn sogleich.

„Nichts von meiner Krankheit!" rief er rauh. „Wir haben Nöthigeres zu reden. Was ist Leben, was ist Tod? Nichts; nicht viel mehr als Nichts. — Sterben freilich ist Etwas. Es ist mehr, als ich gedacht, doch auch dieses geht vorüber, und dann tritt das Nichts in seine Rechte. — Genug davon. — Ich habe Euch rufen lassen, um Euch Einiges mitzutheilen. Zuerst von meinen Ver-

fügungen über die Krone. Ich habe Euch zu gemeinschaftlichen Regenten bestimmt. Schon als Ihr geboren wurdet faßte ich diesen Entschluß, und ich habe Eure ganze Erziehung nach ihm gemodelt. In unserm Hause war Zwist und Bruderhaß fast zur Gewohnheit geworden; als Can grande auf den Thron stieg, war die Feindschaft zwischen ihm, mir und Alboin schon festgewurzelt, bei Euch ist es anders. Durch meine Sorgfalt, durch kluge Vorsicht, durch weise Berechnung ist es mir gelungen, das schwarze Verhängniß das über jedem Scala waltet, von Euch fern zu halten. — Ihr liebt Euch. — Nicht wahr, Söhne, Ihr liebt Euch noch?" —

Schweigend und gerührt umarmten sich die Brüder. Der Kranke schien von diesem Anblick ergriffen.

„Es ist das erstemal, daß sich zwei Scala umarmten, wenn sie im Begriffe waren, den Thron zu besteigen!" sagte er dumpf vor sich hin. — „Was aber," fuhr er lebhafter fort, „habe ich auch dafür gethan! Ich habe Nächte durchwacht, gesorgt, Alles berechnet, um Euch freie Bahn zu machen. —

Was sagt Ihr: gemordet, Bevilaqua?" rief er plötzlich mit Donnerstimme. „Es war Nothwehr, als ich Can grande tödtete, und Alboin war ein offener Rebell; ich habe ihn nur gerichtet."

„Ich sagte nichts, mein hoher Fürst;" sprach der Alte ruhig.

„Ganz recht!" sprach der Kranke halblaut und wie geheimnißvoll. „Ich glaube, es war ein Anderer. Es war der stille Mann dort, der, mit dem Kopf unterm Arm, im Zimmer auf und ab geht. — Eine abgeschmackte Weise, auf diese Art spazieren zu gehen! — Hört, Cavaliere, thut mir den Gefallen und gebt ihm zu verstehen, es sey unanständig auf diese Art bei Hofe zu erscheinen."

Bevilaqua ging auf einen Augenblick zur Thür hinaus. Wie es schien, sprach er mit dem Arzte, denn man hörte ihn leise, aber angelegentlich reden, endlich kam er herein, griff nach einem Fläschchen, das auf einem Tischchen stand, leerte es in einen Becher Wasser und bot diesen dem Kranken.

„Trinkt, gnädiger Herr!" sagte er; „es wird Euch erquicken."

Hastig griff der Herzog nach dem Becher und leerte ihn auf einen Zug.

„Ich glaube," sagte er düster, „ich habe wirres Zeug gesprochen; kehrt Euch nicht daran, es ist die Folge der Krankheit und kann nicht anders seyn. — Sobald ich todt bin," fuhr er ruhig fort, „so sendet zu Galeotto Malatesta und dem Markgrafen von Ferrara, desgleichen auch zu Franz Carrara nach Padua. Sie werden Euch Truppen senden, denn es thut Noth, daß Euch die Visconti für den Fall eines plötzlichen Angriffs gerüstet finden. Ihr, Cavaliere Guiglielmo Bevilaqua und Thomas Pellegrini, werdet meinen Söhnen als geheime Räthe zur Seite stehen, und diese sollen, ohne Euch zuerst gehört zu haben, nichts unternehmen. Staatsgeheimnisse giebt es nur zweierlei, auch möchte ich dem einen nicht einmal diesen Namen beilegen, da es blos meine Person angeht. Jener Eingang" — er zeigte auf die Thür zur Linken — „führt zur Folterkammer. Staatsgründe zwangen mich, dort manchmal Hinrichtungen vornehmen zu lassen. Die Leichname wurden in einen Brunnen geworfen, der mit der Etsch zusammenhängt. Diesen Brunnen

laßt vermauern und die Foltergeräthe — hoffentlich werdet Ihr sie nicht mehr nöthig haben — laßt zerstören; ich will nicht, daß nach meinem Tode etwas davon zur Sprache, oder gar den Unberufenen zu Gesicht komme."

„Verlaßt Euch darauf, Vater, es soll geschehen;" rief Bartholomäo hastig.

„Es ist nur um der Schwachen und der Würde unsers Namens willen;" sagte der Herzog ruhig. „Das zweite Geheimniß, das ich Euch mitzutheilen habe, ist wichtiger. Es betrifft den Fluch, der auf unserm Geschlechte lastet."

„Also die schreckliche Sage" — rief Antonio.

„Ist wahr;" unterbrach ihn der Vater. „Unter unserm Ahn, Mastino dem Ersten, ereignete sich ein Vorfall, den man auf verschiedene Art erzählt, doch kam man stets darin überein, daß ein zum Tode Verurtheilter jenen Euch bekannten Fluch über das Haus della Scala ausgesprochen haben soll. Ich würde die alte Sage für ein Mährchen gehalten haben, aber eine Thatsache setzt ihre Glaubwürdigkeit außer allem Zweifel. — Als mein Vater sein Ende herannahen fühlte, ließ er mich und

meine Brüder in dieses Zimmer rufen. Er eröffnete uns, daß die Regierung auf uns gemeinschaftlich übergehen solle, dann theilte er uns mit, daß jene Thüre" — der Kranke zeigte auf die zur Rechten — „in einen langen Gang, und dieser nach einem Gemache führe, welches seit Mastin's des Ersten Zeit nie mehr eröffnet worden. Unser Ahn, setzte er hinzu, habe dort einen Schatz niedergelegt und bei seinem Tode die Verfügung hinterlassen, daß jedem Scala bei seinem Regierungsantritt der Eid vorgelegt werden solle: daß er bereit sey, seinem Bruder das Liebste, was er besitze, selbst Krone und Leben zu opfern. Fänden sich zwei oder mehrere Brüder, welche den Eid leisteten, so sollten sie das Zimmer eröffnen und den Schatz unter sich theilen; weigere sich Einer, so müsse das Zimmer uneröffnet bleiben, ebenso, wenn nur ein männliches Mitglied des Hauses Scala existire, doch dürfe dieses, wenn es keine Kinder habe, für den Fall des Todes und bei dem Erlöschen des Geschlechts, über den Schatz verfügen. Untergang unsers Hauses und gewaltsamen Tod des Schwörenden, fügte der Vater hinzu, würde ein falscher oder mit Rückhalt geleisteter

Schwur, oder die unerlaubte Oeffnung des Zimmers zur Folge haben.“ —

Der Herzog hielt hier, von dem Sprechen angegriffen, erschöpft inne und es entstand eine lange Pause. Als er wieder Kräfte gesammelt, fuhr er fort:

„Kaum hatte der Vater seine Rede geendet, als Can grande trocken erklärte: daß, was ihn anbelange, das Zimmer uneröffnet bleiben würde, weil er um des Besten des Landes willen Anspruch auf alleinige Führung der Zügel der Regierung machen müsse, indem ich zu jung, Alboin halb blödsinnig, er selbst aber der Aelteste sey. Alle Vorstellungen halfen nichts. Während der Bedenkzeit von vierundzwanzig Stunden, die ihm gelassen worden, starb der Vater. — Uebrigens,“ fuhr der Fürst nach kurzer Pause, zu der ihn die Erschöpfung nöthigte, fort, „that Can grande nur, was ich ebenfalls im Sinne hatte. — Wir haßten uns schon als Knaben. Ich und Alboin, wir hätten gleichfalls den Eid verweigert, aber“ — hier fing das Auge des Herzogs wieder an zu rollen, und das Fieber ward stärker — „wäre er nicht so hart, so

grausam gewesen, hätte er seine Söldner nicht in die Hände seines Bastards huldigen lassen, unerachtet wir nach dem Willen des Vaters Mitregenten waren, ich hätte ihn vielleicht nicht erschlagen. — Nein, erschlagen hätte ich ihn nicht, aber als er mich bedrohte, als ich von seiner Grausamkeit Alles zu fürchten hatte, da galt es mich zu wehren. Nicht wahr, Bevilaqua, nicht wahr, Söhne, das Thier selbst wehrt sich, wenn man ihm nachstellt, wenn es sich umgarnt weiß? Warum sollte sich der Mensch nicht wehren, wäre es auch ein Bruder, der ihm Fallen stellte, ihn umgarnte? — Ha, ha! Bist Du auch da?" schrie der Herzog jetzt in voller Fieberphantasie. „Du schüttelst mit dem Haupte, Du zischelst: ich wäre Dir an jenem vierzehnten December absichtlich nachgeritten, hätte vorsätzlich mit Dir Streit angefangen, und nicht genug, daß ich Dich mit dem Schwerte durch und durch gestoßen, hätte ich Dir noch im Sinken das Haupt gespalten. — Sollte ich etwa warten, bis Du mich zum Blocke schlepptest, wie ich später! — Ha, Blödsinniger, auch Du willst mich anklagen, mich zur Rede setzen? — Wie? Du wärest kein

Rebell gewesen, Andere hätten Dich mißbraucht, ich hätte den Schwachen schonen sollen? — Bruderliebe? — Bande des Blutes? — Geh, blödsinniger Thor! Ich verstehe Dich nicht. Diese Worte stehen nicht im Wörterbuche der Scala."

„Vater! — Lieber Vater!" — rief Bartholomäo ängstlich. „Besinnt Euch! Es ist Niemand hier, als Eure Kinder und Signor Bevilaqua, Euer treuer Diener."

Der Herzog starrte den Sprechenden eine längere Weile an, dann griff er mit bebender Hand nach dem Becher, trank hastig und sagte mit erzwungener Ruhe:

„Ich habe so wüste Träume; oft selbst in gesunden Tagen. Und nun — das Fieber. Kehrt Euch an nichts. Hört nicht auf mein wirres Reden. Es ist nichts; durchaus nichts. Alles nothwendige Folge der Krankheit. — Doch weiter, ehe die Zeit verrinnt! Wollt Ihr den Eid leisten, von dem ich Euch gesagt?"

„Ich will!" rief Antonio feurig, indem er Bartholomäo die Hand reichte. Der Letztere drückte sie an sein Herz.

„Ihr schwört," sagte der Vater, nicht ohne Rührung, „daß Ihr einander brüderlich lieben, das Liebste opfern, Krone und Leben für einander hingeben wollet?"

„Ich schwöre es bei Gott und meiner Ehre!" rief Antonio.

„Ich schwöre, meinen Bruder stets zu lieben und bin bereit, ihm Krone und Leben zu opfern!" sagte Bartholomão sanft.

„So nehmt hier diesen Schlüssel, er öffnet Euch das geheime Zimmer;" sprach der Kranke, indem er einen verrosteten Schlüssel aus der, auf dem Tischchen stehenden Chatoulle nahm. „Ihr, Bevilaqua, gebt mir Euer Ritterwort, Alles, was Ihr gehört habt, vor Jedermann geheim zu halten."

Der Alte ergriff, sich verbeugend, die dargebotene Hand des Fürsten.

„Geht jetzt, meine Söhne!" sprach der Herzog mit gerührter, zitternder Stimme. „Geht und seyd glücklich, glücklicher als Euer Vater war. Erblicke ich die aufgehende Sonne noch einmal, so lasse ich Euch rufen; wo nicht —"

Er drückte Beiden schweigend die Hand.

„Vater!" rief Bartholomäo, weinend auf die Kniee stürzend. „Vater, Euren Segen!"

Still kniete Antonio an des Bruders Seite. Schon streckte der Herzog die Hände über die Söhne aus, aber plötzlich zog er sie schaudernd zurück.

„Fort!" sagte er mit bebender Stimme. „Ich kann Euch nicht segnen. Es wäre Spott. Meine Hände sind voll Blut. — Geht! — Geht!" —

Weinend legten die Jünglinge die Hände des Widerstrebenden auf ihre Häupter, bedeckten sie dann mit Küssen und stürzten aus dem Zimmer. —

Die Nacht durchwachten die Brüder unter mannigfaltigen Gesprächen, die sich auf die nächste Vergangenheit und auf die Zukunft bezogen. Der Morgen brach eben an, als Cavaliere Bevilaqua in's Zimmer trat.

„Sollen wir kommen? O, führt uns geschwind zu ihm!" rief Bartholomäo dem Ritter entgegen.

„Die Herzoge Verona's heißen jetzt Antonio und Bartholomäo!" sagte Bevilaqua, indem er huldigend das Knie beugte.

„So ist er todt?" riefen die Jünglinge erschüttert.

„So eben ist der Fürst verschieden!" entgegnete der Alte.

Weinend und ohne ein Wort zu sprechen, fielen sich die Brüder in die Arme. Die Kälte, die sonst in dem Gesichte des Ritters vorherrschend war, schien einer Rührung Platz zu machen.

„Signori," sagte er, „möge diese Eintracht sich stets bewähren! Niemand kann inniger Theil an ihr nehmen, wie ich. Der Name meines Hauses ist mit dem des Euren auf's innigste verbunden. Als Mastin der Erste noch Podesta war, befreundete er sich das alte Geschlecht der Bevilaqua. Sie vorzüglich waren es, die seine Wahl zum Capitano (Herrn, Anführer) veranlaßten, und die durch ihren Rath und tapfern Arm den Herzogshut auf das Haupt Eurer Väter gebracht. Ich selbst bin der Rath, der Diener von vier Eurer Vorfahren gewesen, und ich denke, ich habe ihnen treu gedient. Aber der treue Diener ist nicht stets ein angenehmer, der redliche Rathgeber selten ein willkommener. Bei jeder Veränderung der Regierung habe ich ohne Menschenfurcht, ohne an die mögliche Gefahr zu denken, laut gesprochen, erlaubt

auch jetzt, daß ich es thue; später möchtet Ihr vielleicht noch weniger geneigt seyn, mich anzuhören."

„Sprecht, wackerer Mann! Sprecht Eure ganze Meinung aus!" riefen die Jünglinge, ihn bei den Händen fassend.

„Meine Worte sind bitter wie Wermuth, und scharf wie eines Messers Schneide, aber nur auf diese Weise ist eine Möglichkeit vorhanden, daß sie von Nutzen seyn können;" sagte Bevilaqua kalt. „Erlaubt, daß ich offen rede. — Fast alle Eure Vorfahren waren böse Fürsten. Nicht in den Verwünschungen, die über den Ersten von ihnen ausgesprochen wurden, in ihrem Herzen lag der Keim zu allem dem Unheil, das ihr Haus und das Land getroffen. Durch unerhörte Pracht, durch einen Hochmuth sondergleichen wollten Can grande der Erste und Mastino der Zweite dem Lande vergessen machen, auf welche Art ihr Haus zur Regierung gelangte. Das Land vergaß nicht, daß es keinen Souverain, daß es nur ein Regierungshaupt gewollt; der Adel erinnerte sich, daß die Scala nicht einmal seinen ältesten Geschlechtern angehörten; auch die unaufhörlichen Empörungen, in welchen der

Sohn den Vater, der Bruder den Bruder verrieth, nahmen ihren Ursprung daher. Was der Vater auf ungesetzlichem Wege erlangt hatte, dies glaubte der Sohn ihm gleichfalls auf dem Wege der Gewalt entreißen zu dürfen. Mastin der Erste hatte das Recht an die Gewalt, die Demuth an den Hochmuth verrathen, alle seine Nachfolger betraten diesen Weg, darum waren sie auch Alle unglücklich. Die Gewalt wird stets den Gewaltthätigen hetzen, der Verrath dem Verräther Fallen stellen. Hofft nicht, dem Banne zu entgehen, der seit einem Jahrhundert auf Eurem Geschlechte lastet, wenn Ihr nicht vor allem aus dem gefeiten Kreise tretet, in welchem sein Zauber wirkt. Dieser Bann aber wird nicht durch Eröffnung jenes Zimmers, selbst durch brüderliche Eintracht nicht, gelös't werden."

„Wie meint Ihr dies, Alter? Ich verstehe Euch nicht;" sagte Antonio aufmerksam.

„Ihr wißt," fuhr der Ritter fort, „weder das Volk noch der Adel liebt Euer Geschlecht. Eure Gewalt wird mehr oder minder als eine usurpirte angesehen; rechnet nun noch dazu, daß Ihr nicht legitime Söhne, daß Ihr Sprößlinge aus unehe-

lichem Bette seyd, und Ihr könnt denken, daß Bernabo Visconti, ja jeder andere auswärtige Feind und Kronprätendent einen geheimen, und sobald er will, einen offnen Anhang in Verona finden wird.“

„Was aber sollen wir thun?“ fragte Bartholomäo.

„Etwas, was noch kein Scala gethan hat; gut und gerecht seyn, und an den Ursprung, die Quelle der Macht Eures Hauses, an das Volk appelliren!“ rief Bevilaqua warm. „Ja, junge Männer, Ihr könnt mit Euren deutschen Söldnern, Ihr könnt mit der Macht Malatesta's und Ferrara's das Volk in Unterwürfigkeit erhalten, Ihr könnt vielleicht über Eure Feinde siegen, aber den Verrath, der Euch umgarnen will, mit der Wurzel ausrotten, die Liebe Eures Volks erwerben, dies könnt Ihr nicht mit der Gewalt der Waffen. Faßt deshalb einen großartigen Entschluß. Versammelt den Adel und die Häupter des Volks, laßt ihnen das Testament Eures Vaters, worin er Euch Beiden die Regierung überträgt, vorlesen; erklärt ihnen, daß Ihr Euch nicht als legitime Herrscher betrachtet und die Macht in die Hände des Volkes zurückgebt,

und ich will, wenn nicht augenblicklich Einer von Euch als Verona's souverainer Herzog ausgerufen wird, mein graues Haupt zum Blocke tragen."

Die Jünglinge schwiegen eine Weile und schienen tief nachzudenken.

„Es ist ein großer, ein fürstlicher Entschluß, den ich von Euch fordere, und nur jungen und edlen Herzen hätte ich ihn zugemuthet!" sagte Bevilaqua, die Fürsten beobachtend. „Faßt Ihr ihn aber, so werdet Ihr Euch — ich stehe mit meinem Leben dafür ein, und mein Wort, denke ich, gilt bei unserm Adel etwas — auch fürstlich belohnt fühlen. Mit einem Schlage vernichtet Ihr alle Nebenbuhler, sowie die schleichenden Verräther, Ihr begründet Eure Macht fester, wie sie je begründet gewesen, und selbst wenn die Sage von dem Bruderzwist mehr wie eine solche wäre, so wäre dieser Bann gebrochen, denn der vom Volke eingesetzte Herrscher kann keinen legitimen Nebenbuhler haben, und wenn es der eigene Bruder wäre. Ueberdies müßte der gewählte Fürst dann so schnell wie möglich sich eine ebenbürtige Gemahlin suchen; der An-

dere würde wohl thun, unter den Töchtern unsers Adels eine Gattin zu wählen."

„Wohlan!" rief Barthalomäo rasch, „ich erkenne die Wahrheit Eurer Worte. Ich bin bereit, Eurem Rathe zu folgen."

„Erlaube mir, Bruder!" fiel Antonio ein, und indem er Bevilaqua scharf beobachtete, setzte er mit einem eigenthümlichen Blicke hinzu: „Ritter, seyd Ihr so gewiß, daß Einer von uns gewählt würde?"

„So gewiß wie meines Daseyns!" rief der Alte. „Wäre ich es nicht, so würde ich Euch nicht einen solchen Rath gegeben haben. — Uebrigens," setzte er mit Würde hinzu, „will ich Euch weder übereilen, noch meinen Rath aufdringen; überlegt, gnädige Herren, was Ihr für das Beste zu thun haltet. Ich habe nichts weiter gesprochen, als was ich zu Mastin dem Zweiten, und zu Eurem Vater und dessen Brüdern, bei deren Regierungsantritte ebenfalls gesagt. Wäre mein Rath befolgt worden, so floß das Blut eines Scala nicht von Bruders-, und das andere nicht von Henkershand."

Mit stolzer Verbeugung verließ der Greis das Zimmer. — — —

Welcher Reisende, der je Verona betrat, besuchte nicht die Gräber der **della Scala**! Nicht wie gewöhnlich in dunklen, feuchten Gewölben, in Kapellen oder in den Seitengängen eines alterthümlichen Gotteshauses, nein, unter dem blauen Himmelsdome stehen die Monumente, die mächtigen Sarcophage, welche die Asche der Mitglieder des ausgestorbenen Fürstenhauses enthalten. Ein leichtes Eisengitter auf einem freien Platze, dicht zur Seite der Kirche St. Zeno, schließt sie ein. Hier sieht man mächtige Särge von dem fleischfarb- und gelbgefleckten Marmor des Volkagebirges — der nämliche Stein, der auch die Asche Juliens Capulet umfing — groß genug, um die Gebeine von Riesen aufzunehmen. In ihnen ruhen Mastin der Erste, Can grande und mehrere seiner Brüder und Nachfolger; stattlichere Monumente wurden Mastin dem Zweiten und wenigen Andern errichtet. Das prächtigste, von mehreren Marmorarten zusammengesetzt, und ziemlich sonderbarerweise auf der Spitze mit einer kleinen Reiterstatue geziert, ist das Grabmal Can Signorio's, des Vaters Antonio's und Bartholomäo's. Die äußere Pracht, mehr noch der

Charakter und die Thaten des Verstorbenen, lassen es dem Beschauer als das merkwürdigste von allen erscheinen. Ein berühmter General der neuern Zeit (Marschall Augereau) ließ es öffnen und nahm einen, an der Seite des Todten ruhenden Dolch zum Andenken heraus. — Vielleicht hatte die Besorgniß, daß die Nachkommen sein Andenken weniger ehren würden, Can Signorio veranlaßt, schon bei Lebenszeit das Monument, das seine Gebeine aufnehmen sollte, errichten zu lassen; bei'm Tode des Fürsten stand es bereits zu seiner Beisetzung fertig. Die Letztere erfolgte mit außerordentlichem Gepränge, doch fehlte etwas zur würdigen Leichenfeier: die Thränen der Unterthanen. Niemand als seine Söhne beweinten den hingeschiedenen Fürsten. —

Es war eine Stunde nach dem Begräbnisse, als sich Don Antonio mit seinem Günstlinge, dem Ritter Leone Leoni, in seinem geheimen Kabinet befand. Der Letztgenannte war ein großer, dunkelfarbiger Mann mit einer ruhigen, muthvollen, nachdenkenden Miene, in welcher sich aber auch ein Zug unbezähmbaren Stolzes und von Tücke vorfand. Er trug ein sogenanntes Buffetin, einen Koller von Büffelfell, und

die braunledernen, mit mächtigen Sporen verzierten Stiefeln, welche, sowie Anzug und Baret, mit Staub bedeckt waren, desgleichen das an der Hüfte hängende Schlachtschwert, ließen schließen daß der Ritter eben einen anstrengenden Ritt zurückgelegt habe. Der Mann stand mit untergeschlagenen Armen nachlässig dem Fürsten gegenüber, und sah mit dem stechenden Blicke des ihm aus einem früheren Kampfe übrig gebliebenen einen Auges — das andere hatte ihm ein Schwerthieb geraubt — den Jüngling schweigend an. Etwas wie verächtliches Lächeln wurde um die Lippen und die stolzen dichten Brauen des Ritters sichtbar, als Antonio eine, wie es schien, sehr lebhafte, Rede geendigt hatte.

„Unter solchen Umständen,“ sagte er dann kalt, „muß ich Euer Gnaden um Verzeihung bitten, daß mich unzeitiger und, wie nun klar ist, unnützer Eifer für Euer Wohl auf's Pferd getrieben, sobald ich hörte, daß Bernabo Visconti sich zu Brescia im Hause meines Bruders befinde. Ich habe mich gewaltig verrechnet als ich Euch nützlich werden zu können glaubte, aber — per Dio! — der Fürst von Mailand hat es nicht minder. Indeß ist auch

Alles so recht gut. Bernabo stellt seine Rüstungen ein; er denkt gar nicht daran, daß Ihr sein Anerbieten, die Hand seiner Schwester und dreimalhunderttausend Goldliren Mitgift, ausschlagen könntet, inzwischen rückt Malatesta heran und Ihr könnt ihm die abschlägliche Antwort zusenden. Bei der Madonna von Loretto! Das wird er nicht erwarten, daß ein junger Fürst eine schöne Braut, eine Tonne Goldes und ein mächtiges Bündniß blos darum von der Hand weist, weil die Bedingung daran geknüpft ist, einen Bruder von der Regierung auszuschließen, der durchaus nicht regieren will."

„Willst Du mich verleiten, mein Fürstenwort zu brechen, das Testament des Vaters zu zerreißen?" rief Antonio heftig.

„Bartholomäo ist geneigt, zu entsagen, wenigstens glaubt dies Eure Hoheit;" erwiederte der Ritter lächelnd.

„Wie meinst Du das, Leone?" fragte der Jüngling, ihn fixirend. „Glaubst Du, daß Bartholomäo mir dies nur vorspiegle? Daß er die Entsagung nur anbiete mich zu täuschen, und einen Plan im Hintergrunde habe?"

„Er? — Kaum!“ erwiederte der Ritter leicht. „Bartholomäo ist leicht erregt, gefühlvoll, schwärmerisch, und darum von Anderen unschwer zu verleiten. Hätte irgend ein Ehrgeiziger — Bevilaqua zum Beispiel oder Pellegrini — irgend einen Plan gemacht um Euch zu schaden, selbst zu stürzen, Bartholomäo wäre bei aller Liebe zu Euch — wenigstens schmeichelt Ihr Euch derselben und ich will nicht widersprechen — mit einiger Kunst nicht eben schwer dafür zu gewinnen.“

„Das ist nicht wahr!“ rief Antonio warm. „Du verläumdest ihn, doch will ich dies Deiner Liebe zu mir, und Deinem Ehrgeiz eine Vereinigung mit den Visconti's zu Stande zu bringen, zu gute halten. Was Bevilaqua anlangt —“

„So haßt sein Haus das Eure, und er ist das Haupt seines Geschlechts!“ fiel Leone Leoni ein. „Am liebsten sähe er das ganze Geschlecht der Scala vom Throne ausgeschlossen.“

„Es freut mich daß ich Gelegenheit habe Dich vom Gegentheil zu überführen!“ rief Antonio. „Erst vor drei Tagen gab er mir und Bartholomäo einen

Rath, wie wir uns auf diesem nur um so mehr befestigen könnten."

„Ich wäre neugierig, ihn zu hören, wenn dies Euer Gnaden genehm wäre;" sagte der Ritter spöttisch, lächelnd und indem er die Arme übereinander schlug.

„Bevilaqua meinte, daß die Ungerechtigkeiten, die sich mein Vater hier und da zu Schulden kommen ließ, die Flecken unserer Geburt, ja selbst das Andenken an die Umstände, unter denen Mastin der Erste, anstatt des Kapitanats, die Souverainität an sich riß, verwischt werden würden, wenn wir das Testament des Verstorbenen für ungültig erklärten, die Gewalt in die Hände des Adels und des Volkes zurückgäben und uns einer neuen Wahl unterwürfen."

Kaum hatte der junge Fürst geendet, als Leone Leoni in ein lautes Gelächter ausbrach.

„Wie," rief Arnold entrüstet, „Du lachst? — Ich dächte doch, der Gegenstand wäre ziemlich ernst."

„Verzeiht, gnädiger Herr!" sprach der Ritter, seine Lustigkeit schnell bezähmend; „ich hatte aller-

dings Unrecht zu lachen. Ich glaubte im ersten Augenblick, etwas für Einfalt halten zu müssen, was mir im zweiten eine todeswürdige Frechheit und Verwegenheit scheint."

„Erkläre Dich näher;" sagte Antonio aufmerksam.

„Bevilaqua muß seiner Sache sehr gewiß seyn, daß er eine so grobe Schlinge gelegt hat;" sprach der Ritter kopfschüttelnd.

„Du meinst, er sey falsch, Alles dieses nur eine List?" versetzte der Jüngling.

„Und daran könnt Ihr noch einen Augenblick zweifeln?" rief Jener, wie im Erstaunen die Hände zusammenschlagend. „Nun — bei St. Antonio von Padua! — Euer Glaube ist stark, mein Herzog! Ist Euch nicht beim ersten Worte klar geworden, daß sein Plan dahin geht, Euch, durch freiwillige Entsagung, jedes Schattens von Recht auf die Thronfolge zu berauben, um Bernabo Visconti oder einen Andern — vielleicht sich selbst, denn was wagte ein Verräther nicht? — von dem Volke wählen zu lassen!"

„Bernabo Visconti, den Feind Verona's? Sich

selbst, den siebenzigjährigen Greis? Geh, Leone! Du machst mich lachen!" erwiederte der Fürst.

„Ist Beides nicht der Fall, so sitzt das Uebel noch tiefer! Dann — verzeiht, gnädiger Herr — dann handelt er im Auftrage und für Euren Bruder;" rief der Ritter mit festem Tone.

„Lächerlich und abscheulich!" rief Antonio empört. „Bartholomäo hat noch vorgestern mich dringend gebeten, daß ich allein die Regierung übernehmen möge."

„Aber seit der Zeit nicht mehr? Seit Bevilaqua's Vorschlag nicht mehr?" sagte der Ritter rasch. — „Seht Ihr, da liegt's! — O, ich wußte es gleich wie die Würfel lägen."

„Es ist ganz absurd, so etwas zu denken! Niemals wirst Du mich überreden, daß mein Bruder solchen Verrath im Sinne gehabt. Schon sein Wunsch der Regierung zu entsagen —"

„Maske, nichts als Maske! Er wußte, daß Ihr das Anerbieten nicht annehmen würdet. Hättet Ihr den Wunsch geäußert, er würde schneller zugegriffen haben;" unterbrach der Günstling eifrig seinen Herrn. „Ha! könntet Ihr doch mit meinen

Augen sehen, oder möchtet Ihr nur diesmal meinem Rathe folgen und auf eine so rasche als geschickte Weise nach dem Gewebe fassen, mit dem man Euch einzuhüllen gedenkt."

„Du meinst also, ich sollte durch List" — sprach zweifelhaft der junge Fürst.

„Leone Leoni räth nie zur List, wo man offene Gewalt anwenden kann!" sagte der Ritter stolz und mit trockenem Tone.

„Nun also?"

„Der Rath, den Bevilaqua sich erlaubte Euch zu geben, ist Hochverrath!" rief der Ritter mit starker Stimme und in strengem Tone. „Mag Euer Geschlecht zum Kapitanat oder zur Souverainität berufen worden seyn, seit hundert Jahren ist es im Besitz der Letztern. Nur ein Hochverräther kann in Euer Recht einen Zweifel setzen. Laßt den Verbrecher, der es wagte Euch einen entehrenden Vorschlag zu machen, ergreifen, bringt ihn auf die Folter, und befragt ihn auf dieser, ob er nicht im Namen Eures Bruders gehandelt?"

„Und wenn der Unglückliche, um seine Qualen zu beendigen: ja, sagt?" rief Antonio.

„So laßt Beide enthaupten!" rief Leone, indem er gebieterisch den Arm ausstreckte. „Schuldig oder unschuldig, nur so sichert Ihr Euch einen ruhigen Besitz, und auf diesen kann kein Scala rechnen der einen Bruder hat!"

„Entsetzlicher!" rief tief erschüttert der Fürst. „Dein Haupt hat nie an der Brust eines Bruders geruht."

„Nein!" erwiederte der Ritter kalt. „Aber ich bin kein Fürst, und mein Haupt ist nicht in Gefahr diese Ruhestatt mit der auf dem Blocke zu vertauschen."

Antonio schien eine Weile tief nachzudenken, dann fuhr er rasch empor.

„Nein!" rief er heftig. „Es ist nicht wahr, es kann nicht wahr seyn! Mein Bruder ist ein guter, ein edler Mensch. — Ritter!" sagte er sodann mit einem Ausdrucke von Hoheit. „Ich will vergessen, zu welchen Besorgnissen Euch Eure Anhänglichkeit an mich geführt, doch verbiete ich Euch, je darüber gegen mich ein Wort noch zu erwähnen. — Geht jetzt zu dem Herzog Mitregenten, und sagt ihm: ich ließe ihn ersuchen, sich verabredeter=

maßen in das Sterbezimmer Can Signorio's zu begeben, ich würde in einigen Minuten dort mit ihm zusammentreffen."

Leoni biß sich in die Lippen, verbeugte sich kalt und verließ das Gemach. —

Es war eine Viertelstunde später als Bartholomäo, den Bruder erwartend, im Sterbezimmer des Vaters stand. Sinnend blickte er durch die Scheiben in die vorbeiströmenden Wellen der gelblichen Etsch, als Tritte vor der Thür erschallten, Antonio rasch eintrat und das Zimmer hinter sich schloß.

Mit Innigkeit im Blicke eilte Bartholomäo auf ihn zu und schloß ihn in die Arme. Der Bruder erwiederte die Liebkosung, doch bald darauf faßte er ihn bei der Hand, und indem er, ihn nach dem Fenster ziehend, ihm fest ins Auge blickte, sagte er:

„Du hast das Testament des Vaters gelesen; hast Du mir deshalb etwas mitzutheilen?"

„Nichts!" erwiederte Bartholomäo unbefangen. „Ich gestehe offen, daß mir Bevilaqua's Rath, das Testament unberücksichtigt zu lassen und durch eine neue Fürstenwahl unsere Macht fester zu begründen, gut und angemessen vorkam, so wie, daß Deine

Gegengründe mich nicht überzeugten, auch kann ich mich von der Meinung, daß eine gemeinschaftliche Regierung für die Regenten und das Volk manches Nachtheilige habe, nicht losmachen, aber Du bestehst auf der buchstäblichen Vollziehung jener Urkunde und ich muß es mir daher gefallen lassen."

„Und der Punkt wegen der Verheirathung? Was denkst Du über diesen?" fragte Antonio.

„Ich glaube, daß der Vater nicht berechtigt war, uns im Testamente darüber Vorschriften zu machen;" erwiederte Bartholomäo unruhig.

„Er handelte indeß staatsklug, und die Politik gebietet uns schon seinen Lehren zu folgen, keine andere als eine legitime Gattin zu wählen; daß dies keine Veroneserin seyn dürfe, hätte er nicht erst hinzuzufügen brauchen. In Verona giebt es ohnehin keine für uns ebenbürtige Gemahlin. Wahrscheinlich hat ihn der ewig quälende Gedanke an Bruderzwist dazu veranlaßt; er meinte, durch eine Verheirathung mit einer Veroneserin könnte einer von uns sich eine Volkspartei, die dem Andern feindlich wäre, bilden wollen."

„Eine Besorgniß, die ganz aus der Luft ge-

griffen ist!" sagte Bartholomäo eifrig. „Eine Bedingung —"

„Die aber gehalten werden muß!" fiel der Bruder ein. „Das Testament muß unsere unverbrüchliche Richtschnur seyn. Kein Pünktchen daran darf geändert werden, Eins bedingt das Andere, und da wir es einmal als unser Grundgesetz betrachten, so müssen wir ihm unsere Ueberzeugung, ja unsere liebsten Neigungen zum Opfer bringen. Außer diesem gäbe es nur Streit und Verwirrung."

„Ich setze indeß den Fall — Du wirst mich nicht mißverstehen, Bruder; man kann ja auch wahrscheinliche Fälle setzen —" sagte Bartholomäo mit ungewissem, fast furchtsamem Tone, „Du lerntest eine Veroneserin kennen, welche durch ihre Liebenswürdigkeit einen so unwiderstehlichen Eindruck auf Dein Herz machte, daß Du ohne sie nicht leben könntest —"

„So würde ich sie zu meiner Geliebten, nicht zu meinem Weibe machen!" unterbrach ihn Antonio rasch. „Ein Schwächling nur opfert einem Weibe die höchsten Lebensgüter. Wollte sie nur unter der Bedingung mein seyn, daß ich sie zur

Herzogin machte, so würde ich wie ein Mann die unwürdige Leidenschaft zu bekämpfen suchen. — Doch wozu unnütze Fälle setzen! Ich denke in Kurzem mich um eine ebenbürtige Gattin zu bewerben, und ich meine Du wirst ein Gleiches thun. Genug davon! Eilen wir jetzt zur Ausführung unsers Vorhabens; eröffnen wir das einsame, über hundert Jahre verschlossene Gemach.“ —

Der junge Fürst zog jetzt den verrosteten Schlüssel, den Can Signorio auf dem Sterbebette den Söhnen übergeben hatte, aus dem Gurte und stieß ihn in das Schloß der Thür, zur Rechten des Bettes des Vaters, welches noch in der alten Pracht und ohne daß man ihm ansah, welche Höllenqualen der Herzog auf ihm ausgestanden hatte, da stand. —

Antonio mußte alle Kraft anwenden, ehe es ihm gelang, den Schlüssel im Schlosse herumzudrehen und die in den verrosteten Angeln laut knarrende Pforte zu öffnen. — So wie dies indeß gelungen war, traten die Brüder in einen schmalen, nur von einem einzigen Fenster schwach erleuchteten Gang, an dessen Ende sich eine, die ganze Breite desselben einnehmende, eichene, vom Alter geschwärzte

Doppelthüre befand. Auch diese war geschlossen, aber der Schlüssel hing an dem Drücker des Schlosses. In der Mitte der Pforte hatte eine dem Anscheine nach zitternde Hand mit großen Buchstaben das einzelne Wort: Bedenke! geschrieben. Das Alter hatte die weiße Schrift bereits gelblich gefärbt, aber sie war noch hinlänglich leserlich. —

Längere Zeit blickten sich die Brüder still und bedeutend an, aber als Bartholomäo seinem Bruder die Hand reichte, und, gleichsam als ob er dessen Gedanken errathen hätte, leise lispelnd sagte: „Wir lieben uns ja!" ergriff Antonio den Schlüssel und versuchte die Pforte zu öffnen. — Die Thür widerstand lange allen Anstrengungen beider jungen Männer, bis Antonio den Griff seines Dolches durch den Ring des Schlüssels zwängte und diesen mit aller Kraft herumdrehte; prasselnd sprang jetzt die Thür des Gemachs auf. —

Erst nach einer Pause von mehreren Sekunden traten die Brüder in das Zimmer, welches zuletzt von dem Gründer der Größe ihres Hauses, und seit dieser Zeit von keinem Fuße eines Menschen mehr betreten worden war. Es war ihnen zu

Muthe, als ob sie darin etwas Seltsames, Ungeheures erblicken würden, und doch wußten sie Beide, daß etwas dergleichen unmöglich stattfinden könne. So wie die Jünglinge das Gemach betreten hatten, blickten sie neugierig umher. Das Zimmer war geräumig, mit Stuckverzierungen und Vergoldungen geschmückt, jedoch düster bis zur Dämmerung. Spinnengewebe hing doppelt und dreifach vor den trüben, von Staub und Unrath verdüsterten Fensterscheiben. Die schweren, rothseidenen, mit goldenen Franzen besetzten Vorhänge waren, so wie der rothe Sammet der mächtigen Lehnstühle, von den Motten zerfressen, und hingen in Fetzen herab. Der große, in der Mitte des Zimmers stehende, Tisch von Eichenholz, so wie der Fußboden, waren mit einer Schicht hundertjährigen Staubes, der hier und da mehrere Linien hoch war, bedeckt. Die kleinen Fährten der Mäuse, die sich aus ihren Schlupfwinkeln hierher Bahn gebrochen hatten, und das einsame Zimmer zu ihrem Tummelplatze erkohren zu haben schienen, überzogen wie ein labyrinthisches Netz die Alles bedeckende Staubschicht. Im Hintergrunde des Gemaches, dicht an der Wand, befand

sich ein eiserner Kasten. Er war verschlossen, aber eine Erhöhung in Mitte der ihn überziehenden Staubdecke belehrte die Brüder, daß der Schlüssel auf dem Deckel niedergelegt sey. —

„Es ist doch ein sonderbares Gefühl, welches mich in diesem Raume überfällt!“ sagte Antonio düster lächelnd nach einer Weile zu dem Bruder. „Wie eine Centnerlast ruht es mir auf der Brust, ich kann kaum Athem schöpfen.“

„Ich empfinde das nämliche;“ erwiederte Bartholomäo. „Vielleicht rührt es von der eingesperrten Luft, vielleicht von dem Eindruck der Grabeseinsamkeit her, die uns umgiebt. Es ist als ob der Tod hier seine Wohnung aufgeschlagen hätte; nirgends eine Spur von Leben. Sieh! In keinem der tausend Spinnengewebe, welche die Fenster verdüstern, sieht man einen lebenden Bewohner, und dort auf jenem Lehnstuhl liegen zwei verhungerte und zusammengedorrte Mäuse.“

Antonio warf einen Blick auf die genannten Gegenstände, dann sagte er:

„Laß uns den Kasten öffnen!“

Rasch griff er jetzt nach dem Schlüssel, und mit einiger Mühe gelang es ihm das Behältniß aufzuschließen. Zwei Dritttheile des Kastens waren mit alten Silbermünzen angefüllt, einige bereits zerfallene Beutel hatten Goldmünzen enthalten. Zwischen den Häufchen Goldstücken befand sich ein grünledernes Futteral, fast von der Form unserer heutigen Portefeuilles, neben diesem lag eine Pergamentrolle. —

Antonio griff zuerst nach der letztern, und indem er, zum Fenster tretend, sie entrollte, rief er aus:

„Eine Schrift von der Hand Mastin's des ersten. — Lies Bruder!" setzte er nach einem Augenblicke hinzu. „Du bist geübter als ich alte Handschriften zu enträthseln."

Die Buchstaben des Documentes waren groß und stark, doch vom Alter gebleicht. Bartholomäo las:

„Da ich, Mastino della Scala" — so begann die Schrift — „seit geraumer Zeit das Herannahen meines Todes fühle, so erachte ich es für gut und angemessen, die Gründe anzugeben, welche mich veranlaßten, dieses Zimmer auf die Weise einzurichten, wie Du, der Du solches eröffnen wirst, es findest. —

Wie Dir, mein Nachkomme, bekannt seyn wird, ward ich, der Sohn Jacopus della Scala, im Jahre des Herrn 1258 zu der Podesterie von Cerea, zwei Jahre später zu der von Verona, und bald darauf zum Capitanat berufen. Mit Hülfe des Herrn und meines Schwertes gelang es mir, Legnano, Lavagno, Porto und Lendenaro zu erobern. Dies zog mir viele Feinde und Neider zu; die erbittertsten derselben waren die Mitglieder der Familie San Bonifacio. Luigi, das Haupt dieses Geschlechts, haßte mich besonders, er ließ den Cavalier Turrisendo de Turrisendi meuchlerisch umbringen, und suchte den Schein des Mordes — dessen ich mich hiermit vor Gott und Dir, mein Enkel, als unschuldig erkläre — auf mich zu werfen, er verband sich mit Pulcinella delle Carceri, er verleitete Robert della Tavola zu einem Mordanfalle auf mich, doch vermöge meines Rechts und der Stärke meines Armes erwehrte ich mich meiner Gegner, ich schlug sie alle zu Boden. Das Glück begünstigte mich immer mehr. Vicenza, welches uns bekriegte, demüthigte ich, eben so Trient; ich eroberte Montebello und Lonigo. Der Adel haßte mich zwar, aber das Volk liebte, oder fürchtete mich;

ich bauete den prätorischen Palast und erhob Verona weit über allen frühern Wohlstand. Niemand bestritt mir fürstliche Rechte, und ich kann sagen: ich hatte sie mit dem Schwerte und durch Wohlthaten um Verona verdient. — Als ich indeß auf dem Gipfel des Glückes stand, ereignete sich ein Vorfall, dessen Andenken wie ein Geier an meinem Leben nagt, und das selbst die Tröstungen der Kirche nicht zu verlöschen vermögen. Der Nobile Benassu de Magnalovi liebte die schöne Lucretia Nogarola, welche reich und eine Waise war. Das Mädchen liebte ihn gleichfalls, aber der Vormund desselben behauptete, daß Magnalovi heimlich verehlicht gewesen, und seine Frau, um in Lucretia's Besitz zu gelangen, ermordet habe. Da Jener mehrmals Lucretien zu entführen gesucht, so brachte er sie in den herzoglichen Palast, indem er erklärte, daß sie in seinem Hause nicht sicher sey. Ich sollte die Sache untersuchen; ich that es, ich fand daß Magnalovi falsch bezüchtigt worden, aber — ich hatte Lucretien gesehen, und war von der glühendsten Liebe entzündet worden. Mein Urtheil fiel für den Vormund aus. Geschenke und Ueberredungen gewannen

mir nach Jahresfrist die Liebe Lucretiens, sie ward heimlich die Meinige, ein Sohn war die Frucht unserer Liebe. — Benassu Magnalovi, schon vorher erbittert durch den ungerechten Urtheilsspruch, ward wüthend, als er vernahm daß die Geliebte ihm untreu geworden. Am hellen Tage überfiel er mich mit dreien seiner Brüder auf der Treppe meines Hauses. Ich erwehrte mich der Mörder, sie wurden ergriffen, und am folgenden Tage alle vier hingerichtet. Mein Haß verleitete mich dem Schauspiele beizuwohnen. Als Benassu die Häupter der Brüder fallen gesehen, stieß er fürchterliche Verwünschungen gegen das Haus der Scala aus. Schon hatte ihn der Henker auf die Knie niedergeworfen, als er noch ausrief: „Verflucht seyst Du, Mastino, und alle Deine Nachkommen! Du hast vier Brüder getödtet, die sich liebten, Du hast als Richter das Recht verrathen, dafür soll Brudermord und Verrath so lange in Deinem Geschlechte walten, bis, was nie geschehen wird, in ihm zwei Brüder geboren werden, die sich auf's Innigste lieben und einander das Höchste opfern; Du hast um eines Weibes willen eines der edelsten Geschlechter zu Grunde gerichtet, und gleich-

falls um eines Weibes willen soll das Haus der Scala zu Grunde gehen!" — Wie ein Blitzstrahl herniederzuckt, so durchzuckten diese Worte, als sie gesprochen wurden, meine Seele. Zwar suchte ich sie zu vergessen, aber das Bild Magnalovi's verfolgte mich allnächtlich in meinen Träumen, und rief mir die Verwünschungen stets von Neuem zu. Ein Umstand aber bewährte am meisten ihre höllische Kraft. Mein Bruder Alberto entfernte sich seit dieser Zeit immer mehr von mir, obwohl wir uns einst von Herzen geliebt. Ich habe Erfahrungen gemacht, vor welchen ich Euch, meine Nachkommen, bewahren möchte. Vielleicht steht mir noch die furchtbarste bevor! —"

„Sieh!" sagte Antonio. „Diese Worte sind dreifach unterstrichen. „Sollte er wohl —"

„Du irrst;" entgegnete der Bruder. „Mastino wurde zwar am siebzehnten October des Jahres 1279 von vier Meuchelmördern auf der Stelle, welche noch heute Volto barbaro genannt wird, umgebracht, aber man hielt die Scaramelli und Pigozzi für die Anstifter, und Alberto rächte durch Verurtheilungen,

Konfiscationen und Schleifung der Paläste vieler Adeligen seinen Tod."

„Ich weiß es und will dies glauben, obwohl es auch andere Traditionen giebt;" erwiederte Antonio. „Doch lies nur weiter."

„Um nun," las Bartholomão, „meine Nachkommen, so viel in meinen Kräften ist, vor den Folgen jenes Fluches zu bewahren, und damit nicht das, was ich mit so vieler Mühe zur Größe unsers Hauses aufgebauet, durch leichtfertigen Zwist zu Grunde gehe, ermahnte ich durch eine Acte, die nach Ableben jedes meiner Nachfolger seinen Erben vorgelesen werden soll, zur Einigkeit, jedoch wohl wissend, daß die Aussicht auf Vortheil und auf die Enthüllung eines Geheimnisses, für das schwache Gemüth des Menschen ein mächtiger Sporn zu einer vorgezeichneten Handlungsweise sind, so legte ich eine bedeutende Geldsumme in diesem Kasten nieder, und verfügte, daß der Schatz demjenigen meiner Nachkommen zugehören solle, der seinen Bruder auf's Innigste liebe, und ihm alles zu opfern bereit sey. Auf diese Weise denke ich nicht nur den Fluch, der auf den Häuptern meiner Nach-

kommen ruhen soll, zu vernichten, sondern die Aussicht auf Erlangung des Schatzes wird meine Enkel antreiben, ihre Söhne auf alle Weise in Eintracht zu erziehen, und ihre Bruderliebe zu befördern. — Damit indeß Du, mein Enkel, der Du dieses liesest, nicht die Leidenschaft, die mich zu einem ungerechten Urtheilsspruche getrieben, kalt verdammest, ohne von dem Gegenstande, der sie erzeugte, Dir eine Vorstellung machen zu können, lege ich das Bildniß Lucretiens zu dieser Schrift. Möge der Anblick desselben Euch an die seligen Stunden, und die qualvollen Jahre, die Euer Ahnherr durchlebte und durchlitt, erinnern."

„Dies" — so schloß die Schrift — „habe ich, Mastion della Scala, am Tage Petri Pauli des Jahres der Gnade 1279 niedergeschrieben."

So wie Bartholomäo geendet hatte, nahm Antonio das Portefeuille, ohne es besonders zu beachten, heraus, legte es nebst der Schrift auf den Rand des großen Eisenkastens, und sagte, indem er das Geld betrachtete:

„Eine bedeutende Summe, hinreichend auf lange Zeit die Bedürfnisse des Staates und unsere eige-

nen zu befriedigen! — Indeß mir fällt eben ein, daß Deine Kasse durch Deine Reise etwas erschöpft seyn wird. Diese Lücke muß vor Allem ausgefüllt werden. Nimm jenen Beutel Gold — der Einzige, der noch nicht zerfallen — heraus, das Uebrige wollen wir dem Schatzmeister überweisen."

„Nein, mein Bruder!" rief Bartholomäo, als jener ihn den Beutel herauszunehmen drängte. „Nicht eine Goldlire nehme ich. Der Vater hatte mich reichlich ausgestattet. Du indeß denkst an Deine baldige Vermählung. Um an Italiens Höfen als ein würdiger Bewerber aufzutreten, bedarfst Du fürstlicher Pracht und folglich Geld. Nimm Du das sämmtliche Gold; das Silber übergeben wir dem Schatzmeister."

„Auf diese Weise," versetzte Antonio lachend, „kommen wir nimmermehr zum Ziele; es bleibt mithin nichts weiter übrig, als — wir theilen. — Uebrigens," setzte er munter hinzu, indem er Schrift und Portefeuille ergriff, den Kasten verschloß, und Bartholomäo den Schlüssel einhändigte, „hat Mastino, als er den Kasten mit Gold und Silber füllte,

an eine solche Art des Streites bei der Vertheilung gewiß nicht gedacht.“

Lachend und scherzend verließen die Brüder nun das Gemach.

„Nun aber laß doch sehen,“ rief Antonio, als sie in dem ehemaligen Sterbezimmer San Signorio's wieder angekommen waren, „laß uns die Schönheit der Züge betrachten, welche unserm Ahnherrn so die Sinne zu umnebeln im Stande waren. Ich wette hundert Goldstücke, daß die Schönheit der Dame seines Herzens nicht von so ungeheurer Bedeutung seyn wird.“

Rasch öffnete Antonio das Behältniß, welches das Portrait enthielt. So wie er es herausnahm, stieß Bartholomäo einen Ausruf aus, den man, nach dem Tone desselben, eben so gut dem Schrecken, als dem Erstaunen und der Bewunderung hätte zuschreiben können.

Antonio sagte kein Wort, aber seine Augen waren so fest auf das Bild gerichtet, als ob er sie nie mehr davon abwenden wollte. —

Das, etwa eine Spanne breite, Portrait war rund, hatte einen schmalen Rahmen von gediegenem

Golde, und stellte ein ungefähr zwanzigjähriges Mädchen von fast überirdischer Schönheit vor. Man wußte kaum, was man mehr bewundern sollte, ob das über den elfenbeinweißen Nacken sich auf die volle Brust herabringelnde Rabenhaar, ob die zauberhafte Gluth des dunkeln Auges, den hohen Adel der Züge, ob das Leben und Seele athmende herrliche Ganze. — —

„Ich hätte meine Wette verloren, doppelt und dreifach verloren!" rief Antonio, als er Worte finden konnte, mit Begeisterung. „Ha, jetzt begreife ich Mastino's Liebe und seine That! Ich kann jetzt ermessen, wie gränzenlos er dieses Weib lieben, wie grimmig er den, der ihm im Wege stand, hassen konnte; er sah den Himmel in ihrem Besitz, und wäre auch die Hölle sein Lohn gewesen. Bei Gott! Lebte dieses Wesen, ich könnte Alles, Liebe und Leben, Seele und Seligkeit an dessen Gewinn setzen!"

Bartholomäo sah den Bruder, bei dessen begeisterter Rede, mit einem ganz besonders schmerzlichen Ausdrucke an, dann sagte er mit sanftem Tone:

„Du hast Recht, Bruder! Wer dieses Wesen einmal sah, mußte es über Alles lieben."

„Gewiß! — Gewiß!“ sprach Antonio, doch wie seiner Worte unbewußt; er starrte fortwährend auf das Bild.

„Mein Gott, Bruder,“ sagte Bartholomäo sichtlich bewegt, „Du wendest kein Auge von diesem Bildniß, so gewaltig scheinst Du ergriffen. Es ist indeß das Konterfei eines Wesens, das längst dahin geschieden, dessen Gebeine bereits zu Staub geworden. —“

„Nein! — Nein, Du irrst!“ rief Antonio wie trunken, und noch immer auf das Portrait blikkend. „Dies Wesen lebt! Es muß leben! So schön schafft die Natur nicht, um zu zerstören.“

„Um Gott, Antonio!“ sprach jener entsetzt. „Welchen Eindruck hat dies Bild auf Dich gemacht! Dies kann aber um Deiner — und vielleicht um unserer beider — Ruhe willen nicht so fort gehen. Gieb mir das Konterfei, ich will es verwahren.“

„Nimmermehr!“ rief Antonio heftig. „Dies Bild soll nicht mehr von meiner Seite kommen. Ich werde es in meinem Zimmer aufstellen, um es stets vor Augen zu haben.“

„Ich bitte Dich, Bruder, thue es nicht!" sagte Bartholomäo ängstlich. „Wozu auch dieser Götzendienst der Sinne? — Zürne mir nicht, wenn ich es so nenne! — Du willst Dir in Kurzem das Weib Deines Herzens, die Mutter eines künftigen Fürstenstammes suchen; könntest Du dies, wenn Du ein Urbild, das Dir die Sinne umnebelt, so in Dich aufnimmst, daß es Dir gänzlich Kopf und Herz erfüllt? Ich bitte Dich nochmals, Bruder, komme von diesem Gedanken zurück. Wozu soll auch dies Alles? Dies Weib lebt nicht mehr, und wenn es lebte —"

„So müßte es mein seyn!" rief Antonio. —

„Und gehörte es bereits einem Andern?"

„So hörte dieser auf zu leben!" rief er noch stärker.

Der Bruder blickte mit Staunen auf Antonio. Er schwieg längere Zeit, dann sagte er:

„Unter solchen Umständen protestire ich nach Gründen des mir zustehenden Rechtes, daß Du das Bild in Deinem Gemache aufstellst. Es gehört uns Beiden, und wir wollen es gemeinschaftlich verwahren."

„Ueberlasse es mir, Bartholomão!“ bat Antonio dringend.

„Auf keinen Fall;“ versetzte der Bruder schmerzlich. „Es wäre zu Deinem Nachtheil.“

„Ueberlasse es mir, und — nimm dafür die Hälfte meines Antheils an dem Schatze!“ sagte Jener noch heftiger.

„Welch Anerbieten!“ sagte Bartholomão unwillig.

„Du verweigerst mir zum erstenmal eine Bitte?“ sprach Antonio immer dringender.

„Es ist eine Thorheit die Du begehrst, eine schädliche Thorheit, darum — und noch aus einem andern Grunde — kann ich Deinen Wunsch nicht gewähren;“ erwiederte der Bruder heftig erregt.

„Und dieser andere Grund, — ist der alleinige Besitz des Bildes!“ rief Antonio.

„Bei Gott nicht!“ entgegnete Jener mit Unwillen. „Ich bin weit entfernt diese Spielerei besitzen zu wollen. Nur die Ueberzeugung, daß der Besitz dieses Konterfei's Dir Schaden bringt, veranlaßt meine Weigerung es Dir zu überlassen; mir selbst ist seine Existenz ganz gleichgültig.“

„Wirklich!" rief Antonio, mit funkelndem Blicke. „Wohlan, es gilt die Probe! Soll das Bild nicht mir gehören, so soll es Keiner von uns haben. —"

Wüthend schleuderte der Jüngling das liebliche Bild gegen den Estrich des Bodens. Es zerschellte sogleich in Splitter und Stücke. — Sprachlos starrte Bartholomäo auf den Bruder. Endlich faßte er ihn sanft bei der Hand.

„Verzeihe mir, Antonio, wenn ich Dich gereizt," sagte er freundlich. „Bei Gott, ich konnte nicht anders! Der Besitz des Bildes an sich war unbedeutend, aber Deine Heftigkeit, der Eindruck den es auf Dich gemacht, und noch ein Grund — ein Grund, den ich Dir jetzt nicht nennen kann —"

„Ich verlange ihn nicht zu wissen;" fiel Antonio düster ein. „Laß uns Zeit, das gute Verhältniß, das stets zwischen uns gewaltet, festzuhalten, laß uns sorgfältig darauf achten daß nichts weiter zwischen uns trete. Meine heftige Neigung das Bild zu besitzen, Deine Weigerung mir es abzutreten, diese Trümmer, Alles dies sagt mir, daß wir, wenn auch nicht falsch, doch unbedacht geschworen

haben. Möge der Fluch Magnalovi's sich nicht noch mehr erfüllen!"

Mit einem Händedruck, doch ohne weiter ein Wort hinzuzufügen, verließ Antonio mit stürmischem Schritt das Zimmer. —

Wenige Tage später ward die Huldigungsfeier vollzogen. Der Adel und die Notabeln von Verona, so wie der dem Herzogthum angehörigen Städte, leisteten den Eid in die Hände der Brüder. Erregte Antonio's imposante Gestalt, sein kriegerisches Ansehen auch allgemeine Aufmerksamkeit und zum Theil Bewunderung, so gewann doch die Freundlichkeit und Milde Bartholomäo's alle Herzen. Viele, die sich von dem Stolze des Ersteren zurückgeschreckt fanden, naheten sich diesem mit Freundlichkeit und Vertrauen, und als die Versammlung aufgelöst wurde, und das, mit aller Pracht der damaligen Zeit ausgestattete, Bankett begann, tönten die Evi-va's, welche Bartholomäo gebracht wurden, stärker und herzlicher als jene, welche dem Wohle seines Bruders galten. —

Mehrere Wochen vergingen auf eine Weise, welche für die künftige Regierung das Beste hoffen

ließ. Bernabo Visconti fiel zwar in das Gebiet von Verona ein, und verheerte einen Theil des Landes, aber es gelang den Brüdern, die Grafen Aucudio und Lucio Lando, welche in Diensten Visconti's standen, auf ihre Seite zu bringen, Waffenhülfe von Malatesta und Carrara traf bei ihrem Heere ein, und Bernabo war gezwungen, sich zu einem Waffenstillstande zu verstehen. Gestalteten sich nun die äußeren Verhältnisse glücklich, so war es mit den inneren desto weniger der Fall. Antonio, dem daran lag sich so schnell wie möglich zu verheirathen, und der, damit, wenn er Erben erhielte, diese jedenfalls zuerst zur Regierung kämen, von Leone Leoni zu einer baldigen Vermählung fortwährend angetrieben wurde, ging bald eine Verbindung ein. Er wählte zu seiner Gemahlin die Samaritana, eine Tochter des Guido von Polenta, Herrn von Ravenna und Cercia, ein zwar schönes, aber stolzes und herrschsüchtiges Weib.

Nur das Verlangen nach Vermehrung der Macht und des Ansehns hatte den Bund geschlossen; von Liebe war auf beiden Seiten keine Rede. Nur dadurch, daß man der Braut den Mitregenten des

künftigen Gemahls als einen schwächlichen, kränklichen, träumerischen Jüngling geschildert hatte, war man im Stande gewesen, sie zu der Heirath zu bestimmen. Sie sah Bartholomäo bereits als dem Grabe verfallen an, und Antonio allein auf dem Thron; mit Erstaunen erblickte sie jetzt in ihrem Schwager einen jungen, lebenskräftigen Mann, der die Liebe des Volkes besaß, ein Gut, welches, klug wie sie war, sie als ihrem Gatten durchaus ermangelnd, betrachten mußte. Um dieses Kleinod aber brachte sich Antonio bereits in den ersten Tagen seiner Regierung. Stolz war ein Hauptzug seines Charakters, die damit gewöhnlich verbundene Härte trat bald genug hervor. Beide Eigenschaften waren von jeher als jedem Scala anklebend angesehen worden, nur Bartholomäo schien eine Ausnahme zu machen. Gab es daher irgend eine Gnade, eine Gunst zu erlangen, ja galt es nur eine langwierige Erörterung einer verwickelten Angelegenheit, so wendete sich Jeder gern an Bartholomäo. Die Geduld, womit er den Bittenden anhörte, seine Bereitwilligkejt zu helfen, war allgemein anerkannt, und jedenfalls konnte sich der Bittsteller sagen, daß, wenn es unmöglich sey,

die Gewährung seines Wunsches zu erlangen, er doch gewiß nicht ohne Trost entlassen werden würde. Bei Antonio fand das Gegentheil statt. Kalt, oft ungeduldig, vernahm er den Vortrag, mit kurzen Worten schlug er ab, was er nicht gewähren zu können glaubte, auch behauptete man allgemein, daß der Ritter Leoni auf ihn den schädlichsten Einfluß übe und die Gewalt des Herzogs, im Einverständniß mit dessen Gemahlin, zu eigensüchtigen Zwecken mißbrauche. Daß unter diesen Umständen Bartholomäo der Herzogin ein Dorn in den Augen war, braucht wohl kaum bemerkt zu werden. Ueberall stand er, ihrer Meinung nach, der Macht ihres Gemahls hindernd im Wege, und ihre oft bittern, beißenden, oft spöttischen Bemerkungen über die Beschränkung der Gewalt des letztern, waren bald kein Geheimniß mehr. Unter solchen Umständen bildeten sich am Hofe zwei Partheien, welche einander unaufhörlich anfeindeten, und die sich bis zum Tode haßten. Wäre die Liebe der Brüder noch die alte gewesen, so würde all dieses Treiben spurlos an ihnen vorübergegangen seyn, aber mit dem Bildniß, welches Antonio gegen den

Boden schleuderte, schien auch das innige Verhältniß zwischen Beiden zertrümmert worden zu seyn. Zwar machte sich Bartholomäo oft Vorwürfe über die Erkältung der, seit der frühesten Kindheit bewahrten, brüderlichen Zuneigung, er suchte sich Antonio wieder zu nähern, aber dieser schien die Ausbrüche der Bruderliebe, wo sie sich zeigten, nur für erkünstelt zu halten, er nahm sie mit Kälte oder Zurückhaltung auf, und so entfremdeten sich ihre Herzen immer mehr. Zwei Umstände trieben jene Erkältung fast bis zum offenen Zwist. Can Signorio hatte mehrere Familien des Adels verbannt, diese verlangten zurückkehren zu dürfen. Da solche zu denen gehört hatten, welche sich der Tyrannei des Verstorbenen einst am heftigsten widersetzten, so verweigerte Antonio, von seiner Gemahlin und Leoni angetrieben, ihre Zurückberufung. Da das Volk indeß zu murren begann, Bevilaqua, Pellegrini, zuletzt auch Bartholomäo heftig in ihn drangen, so sah er sich gezwungen nachzugeben, und die vier Brüder Malaspina, Antonio, Nogarola, die Spineta's, und, was ihm am unliebsten war, Galvano von Fogliano, der Liebling Bartholomäo's, auf den er oft

wegen der Zuneigung des Bruders eifersüchtig gewesen war und den Can Signorio wegen einiger unbesonnenen Reden verwiesen hatte, kehrten zurück. Trug Bartholomäo's Anschluß an die Meinung der Räthe und den Wunsch des Volkes, viel dazu bei Antonio gegen den Bruder aufzubringen, so ereignete sich jetzt ein Vorfall, der die Kälte beinahe in offene Feindschaft verkehrte. Schon seit seiner Verheirathung hatte Antonio nicht mehr in den Bruder gedrungen sich zu vermählen, Bartholomäo hatte mehrmals geäußert, daß er nicht daran denke, sich an den Höfen der italienischen Fürsten nach einer Gemahlin umzusehen, und die Herzogin beruhigte sich bereits in etwas über des Schwagers ihr so unangenehme Mitregentschaft, als Bartholomäo eines Tages unvermuthet den Bruder fragte: „ob er wohl in eine Verheirathung mit einer Veroneserin willigen würde, wenn Bartholomäo durch eine gesetzliche Acte erklärte, daß die aus einer solchen Ehe herstammenden Kinder niemals ein Anrecht auf den Thron von Verona haben, ja nicht einmal den Fürstentitel führen sollten." Heftig erklärte sich Antonio dagegen. Mit harten Worten erinnerte

er den Bruder an den letzten Willen des Vaters, der jede nicht ebenbürtige Ehe untersage, und setzte endlich, als Bartholomäo ihn zu überzeugen suchte, daß eine solche Ehe für ihn und seine Erben durchaus keinen Nachtheil haben könne, heftig hinzu: „er durchblicke den Schleier, mit dem seine Feinde ihn einzuhüllen trachteten, er erkenne die Rathschläge Bevilaqua's und Fogliano's, aber er werde ihnen zu begegnen wissen; das Buhlen um nichtige Volksgunst sey nur der Eingang zu den Plänen gewesen, die jetzt im Begriffe wären sichtbarer hervorzutreten, er untersage aber hiermit dem Bruder jeden Gedanken an eine Ehe mit einer Unterthanin, und würde, fände eine solche wider seinen Willen statt, das Weib, welches sich in die Familie ihrer Herrscher einzudrängen trachte, als eine Verbrecherin, und ihre Angehörigen als Hochverräther behandeln." —

Diese Worte machten auf ewig einen Riß in den Herzen der Brüder. Ihre Bruderliebe war erloschen, und sie sahen sich ferner nur, wenn die Verwaltung der öffentlichen Angelegenheiten es nöthig machte. Auf diese Weise vergingen mehrere

Monate. Da die Mißhelligkeiten zwischen den Brüdern kein Geheimniß bleiben konnten, so theilte sich zuletzt der ganze Hof in die bereits bestehenden feindlichen Parteien, und Jeder sah die Spaltung als ein Mittel an, seine eigenen Zwecke zu erreichen und seine Privatrache zu befriedigen. Die Günstlinge beider Fürsten, Leone Leoni und Galvano von Fogliano, wurden so zu sagen als die Vorkämpfer betrachtet, und wirklich unterließen sie nichts was den Gegnern Schaden bringen konnte, doch war in ihrem Bestreben in sofern ein Unterschied, als Leoni der ältere und listigere mit Vorwissen seines Herrn handelte, Galvano aber ein aufbrausender und unbesonnener Jüngling war, welcher, ohne seinem Gebieter vorher Rechenschaft abzulegen, diesem durch seinen unverständigen Eifer oft mehr schadete als nützte. Der Rath der Herzogin und Leoni's hatte inzwischen die Handlungsweise Antonio's so geleitet, daß sie der Can Signorio's ziemlich ähnlich war. Dieselbe Härte, derselbe Stolz, mitunter fast dieselbe Grausamkeit, welche jene bezeichnet hatte, bethätigte auch diese. Bevilaqua, Pellegrini und Bartholomäo setzten sich zwar in den meisten Fällen

jener Tyrannei entgegen, sie erreichten auch mitunter ihren Zweck, aber dann ward der Zorn, den sie bei Antonio erregten, zur stillen Wuth, und er ließ versteckte Drohungen fallen, in denen er zu verstehen gab, daß er schon Mittel finden werde ein Joch, welches ihm sein Vater aufgeladen habe und das von Tage zu Tage drückender werde, zur rechten Zeit abzuschütteln. — —

Es war in dieser Zeit, als an einem Sommerabende im Mondschein Antonio und Leone Leoni, dicht in Mäntel gehüllt und breite niedergekrämpte Hüte auf den Häuptern, durch die engen Straßen von Veronetta schritten und endlich auf ein Landhaus zubogen, zu welchem eine lange Allee dichtbelaubter Eschen führte.

Leone war in der eifrigsten Rede begriffen.

„Ich sage Euch, mein Fürst," sprach er heftig, „es besteht eine Verschwörung, und Euer Bruder, gestachelt von seinem Ehrgeize und den Rathschlägen Galvano's, ist das Haupt derselben. Schon mehrere Male sind Zusammenkünfte der Euch feindlichen Partei des Adels gehalten worden. Die vier Brüder Malaspina, die Ihr gegen meinen Rath aus der

Verbannung zurückriefet, sind besonders thätig dabei; auch die Spineta's sind Euch feindlich gesinnt; jene Berathschlagungen aber finden stets bei Antonio Nogarola, und zwar bald in der Stadt in seiner Wohnung, bald hier in seiner Villa statt, und Bartholomäo begiebt sich täglich in Verkleidung dahin."

„Wie sagst Du? Dieses Landhaus gehört Nogarola?" fragte Antonio überrascht.

„Ganz gewiß, mein Fürst," erwiederte Leoni. „Warum befremdet Euch dies?" —

„Es hängt mit Umständen zusammen, die ich Dir mittheilen werde;" erwiederte Antonio. „Laß uns indeß hier verweilen. Es sind nur wenige Schritte bis zur Gartenthür und wir können den Eingang leicht überblicken. Du meinst also —"

„Es ist etwas im Werke, mein Haupt setze ich zum Pfande!" sagte Leoni mit dem Tone der Ueberzeugung. „Das Volk wird auf alle Weise bearbeitet. Meint Ihr das Wagenrennen, welches Don Bartholomäo neulich nach der Weise, wie solches jährlich zu Padua auf dem Campo marzo veranstaltet wird, auf der Piazza Bra abhalten ließ,

das Ringelrinnen in dem Amphitheater, an dem er so angelegentlich Theil nahm, habe der sonst so sparsame Herr so ganz absichtslos gegeben? Der Wunsch, sich immer beliebter zu machen und dem Volke bei dieser Gelegenheit an den Puls zu fühlen, wie weit dies bereits gelungen; auch nebenbei das Vergnügen zu haben Euch durch den Beifall, mit dem er überschüttet wurde, zu demüthigen; dies war die Veranlassung beider Feste."

„Und sein Vorhaben gelang ihm!" sprach Antonio düster. „Bei jedem Ringe, den er abstach, jauchzte die tolle Menge. Ich gewann so viel Kleinodien wie er, und man vernahm keinen Laut."

„Ihr hättet aber auch sehen sollen, wie viel Mühe er sich gab, die Gunst des elenden Pöbels zu erhaschen!" sprach Leoni weiter. „Als er sich zeigte wurde er mit Bittschriften überschüttet. Er nahm sie an, überlas die meisten auf der Stelle, und gewährte was unbedeutend war. Bei wichtigen Dingen zuckte er die Achseln, sagte, daß die Sache ungewiß sey und Schwierigkeiten habe, daß sie untersucht werden solle, daß die Entscheidung übrigens nicht von ihm allein, sondern vorzüglich von Euch

abhänge. Jedenfalls waren dies Bitten, die als unstatthaft abgewiesen werden müssen, und wodurch dann der Schein der Härte auf Euch geworfen werden soll."

„O, ich kenne seine Weise!" entgegnete der Herzog bitter lachend. „Das was ich sonst für Weichheit der Seele, selbst für Characterschwäche ansah, jene Freundlichkeit, womit er das unsinnigste Verlangen anzuhören im Stande ist, der Trost, mit dem er den das Unmögliche fordernden Bittsteller entläßt, sie sind nichts als eine Maske die er vornimmt, eine klug berechnete Täuschung, womit der Listige selbst Den, der ihn unbefriedigt verläßt, für sich zu gewinnen gedenkt, was ihm auch richtig immer gelingt. Ich habe dies nie gekonnt; ich buhlte nie um einen Beifall des Volkes, den ich verachte."

„Und Ihr habt Recht, mein Herzog!" fiel rasch der Ritter ein. „Das Roß, das der Stimme des Reiters bereits gehorcht, ist das, welches sich im Falle der Noth am ersten widerspenstig zeigt; man muß ihm den Zügel fühlen lassen, und es wird ihm nicht einfallen dem Sporn nicht gehorchen zu wollen."

„Welche Absicht aber könnte Bartholomäo haben,“ — hob Antonio an; Leoni unterbrach ihn sogleich.

„Und das ist Euch nicht klar?“ rief er mit Verwunderung im Tone. „Die Alleinherrschaft ist es wornach er strebt.“

„Geh, Du machst mich lachen!“ erwiederte der Herzog mit erzwungenem Gelächter. „Mich absetzen, zur Entsagung zwingen? Auf Tod und Leben mit mir kämpfen? Das kann nur die Stärke, nicht die falsche Freundlichkeit und List.“

„Er setzt Euch ab, er zwingt Euch zur Entsagung, und — ohne Kampf!“ versetzte Leoni kalt.

„Ich glaube, Du faselst!“ rief Antonio verächtlich.

„Ich habe nie besonnener gesprochen;“ entgegnete der Ritter im vorigen Tone und indem er sich nachlässig an den Stamm einer Esche lehnte. „Kommt Ihr nicht Eurem Bruder zuvor, so seyd Ihr binnen wenigen Monden nicht mehr Verona's Herzog und befindet Euch dort oben.“

Der Ritter zeigte mit der Hand nach dem Berge, worauf die Ruinen der Burg Theodorich's

im Mondscheine erglänzten, und wo ein Kastell zur Bewahrung von Staatsgefangenen erbaut war.

„Wie? In Mitte der deutschen Leibwache, die mich liebt!" — sprach der Herzog.

„Und die Jeden lieben wird," unterbrach ihn der Ritter, „der sie bezahlt, die im schlimmsten Falle von dem empörten Adel erdrückt wird, werdet Ihr, wenn Ihr das was Euch Noth thut vernachlässigt, an einem schönen Morgen gefangen genommen; Don Bartholomäo kündigt Euch mit seiner gewöhnlichen Freundlichkeit und Milde an, daß Ihr zwar nicht mehr Verona's Herzog wäret, daß er dem Drange des Volkes nachgeben, die Regierung allein übernehmen, ja Euch einstweilen, zu Eurer eigenen Sicherheit, auf das Kastell San Angelo setzen müsse, daß dies aber nur Alles vorübergehend seyn werde, und daß Ihr Eure Freiheit und ein kleines Jahrgehalt empfangen würdet, welches Ihr auf irgend einem Schlosse in der Nähe von Trient, in Mitte einer angenehmen Gebirgsgegend und im Genusse der dortigen freien und gesunden Luft, verzehren könntet."

„Ehe Bartholomäo dieses Schandspiel mit mir

treibt, ehe soll er durch meine Hände sterben!" rief Antonio, indem er wie unwillkührlich nach dem Dolche griff.

„Kehrt den Satz um, den Ihr so eben ausgesprochen, Herzog, und Ihr bedürft keinen bessern Rathgeber, um Euch, Eure Krone und Weib und Kind zu schützen!" rief Leoni stark und indem er den Fürsten am Arm ergriff.

Eben wollte Antonio weiter sprechen, als ihm der Günstling bemerkbar machte, daß die Thüre des Landhauses geöffnet werde. Zwei Personen, eine männliche und eine weibliche, traten heraus, und Leoni zog den Fürsten am Mantel, indem er ihn bat mit ihm hinter eine Maulbeerhecke zu treten, die längs eines zur Seite liegenden Fußsteiges hinlief. Das fremde Paar näherte sich indeß. Es war Bartholomäo in bürgerlicher Verkleidung, den eine junge Dame von vornehmer Haltung, das Kleid, welches dem Schnitte nach fast der Tracht unserer Zeit glich, mit Perlenschnüren verziert, im Haar eine Rose und einige andere Blumen, geleitete. Man sah daß die Dame, ihrem Putze nach, eben erst eine Abendgesellschaft verlassen, viel-

leicht sich heimlich aus ihr weggestohlen hatte. — Die Liebenden flüsterten längere Zeit heimlich mit einander, und Bartholomão drückte von Zeit zu Zeit einen Kuß auf die Hand oder die Wange der Dame.

„Nun zurück, theure Lucretia! Nicht einen Schritt weiter darfst Du mich begleiten;“ sagte Bartholomão endlich, indem er die Dame heftig an seine Brust preßte. „Wie leicht könnte uns Jemand belauschen, und welche Folgen könnte dies haben! Laß uns vorsichtig seyn, damit ich in einigen Wochen um so sicherer öffentlich an Deiner Seite erscheinen kann.“

„Du kommst so selten und Du gehst so bald!“ sprach die Fremde im Tone zärtlichen Vorwurfes, und indem sie die Arme um den Nacken des Jünglings schlang.

„Um bald für immer bei Dir zu bleiben!“ sagte Bartholomão, indem er, wie zum Abschiede, einen Kuß auf die Wange seiner Begleiterin drückte.

Leise flüsterten die Liebenden noch einige Worte, dann eilte die Dame mit schnellen Schritten nach dem Landhause zurück und Bartholomão verschwand

zwischen den Krümmungen der Maulbeerhecken, indem er rasch der Stadt zueilte.

„Habt Ihr gehört?“ fragte Leoni höhnisch, indem er den Fürsten mit seinem Auge starr anblickte. „Zweifelt Ihr noch, daß in dem Hause Nogarola's Pläne gegen Euch geschmiedet werden?“

Antonio schien den Sprechenden nicht zu hören. Heftig ergriff er die Hand des Ritters, und indem er sie krampfhaft drückte, fragte er mit halberstickter Stimme: „Leone, wer war dies Weib?“

„Habt Ihr es noch nie gesehen?“ erwiederte Jener. „Doch freilich, es wundert mich nicht, da sie fast niemals öffentlich erscheint. Es ist die Tochter Nogarola's, Lucretia. Da der Vater nach Florenz verbannt wurde, als sie noch Kind war, und sie dort erzogen wurde, könnt Ihr sie nie erblickt haben.“

„O doch, doch!“ rief Antonio. „Ich sah sie, um sie nie wieder zu vergessen. Ihre Züge sind mit einem Demant in mein Herz gegraben.“

„Wie wäre dies möglich?“ fragte Leoni kopfschüttelnd.

„Es ist fast, als ob Zauberei im Spiele wäre!“

entgegnete der Herzog. „Ich sagte Dir bereits von dem Bilde, welches bei dem Schatze Mastin's des ersten gefunden worden, und welches, da es mir Bartholomäo nicht abtreten wollte, ich im ersten Unmuthe zertrümmerte. In der Acte, die ich Dir gezeigt, wird das Original desselben „„Lucretia Nogarola““ genannt.“ —

„Ein seltsamer Zufall!“ sagte Leoni.

„Was wirst Du erst sagen,“ fuhr der Herzog eifrig fort, „wenn ich Dir versichere, daß die Züge jener Lucretia, der Geliebten Mastin's, den Zügen der lebenden, die wir vor wenigen Augenblicken gesehen, täuschend ähnlich waren!“

„Und dies habt Ihr im Mondschein bemerkt?“ fragte Leoni spöttisch.

„Das nicht!“ erwiederte der Herzog. „Ich ging dieser Tage, noch höchst verdrüßlich und aufgeregt von den Widersprüchen Bevilaqua's, nach abgehaltener Rathsversammlung in dieser Gegend spazieren. Wie ich vor jenem Gitterthore vorüberschreite, sehe ich auf einer Bank zur Seite jenes Cypressenbaumes, der dort herüberragt, ein weibliches Wesen, dessen Anblick mich fest an den Boden wurzeln

machte. Das dunkle Haar, das edle Antlitz, der weiße Nacken, Alles war Zug für Zug die Wiederholung dessen, was ich auf jenem Bilde gesehn. Ich stand längere Zeit im Anschauen verloren, erst als das Mädchen sich entfernte, konnte ich einen Fuß von der Stelle setzen. Seit dieser Zeit begleitet mich ihr Bild Tag und Nacht, im Wachen wie im Traume, sie allein ist mein einziger Gedanke."

Leoni blickte bei diesen Worten starr auf den Herzog; er schien dessen Rede nicht ungern zu vernehmen, doch sagte er kalt:

„Nach der Entdeckung, die Ihr vor wenigen Minuten gemacht, werdet Ihr wohl thun, Euch das Bild der Schönen aus dem Sinne zu schlagen."

„Niemals! — Niemals!" rief Antonio heftig.

„Dann kann ich Euch nur bedauern;" sagte der Ritter kalt wie vorhin. „Der verheirathete Herzog Verona's dürfte bei der Geliebten des unverheiratheten Bruders wohl eben auf keine erfreuliche Aufnahme und noch viel weniger auf Erwiederung seiner Leidenschaft rechnen können."

„O ich weiß, ich weiß!" rief Antonio heftig. „Ich weiß, daß diese Leidenschaft toll, verbrecherisch,

eine Raserei ist, aber ich kann nicht anders, ich will dies Weib besitzen, selbst gegen seinen Willen soll es mein werden, oder ich will nicht leben!"

„Das ist nichts gesagt; soviel oder noch schlimmer wie nichts!" fiel Leoni kalt und verdrüßlich ein. „Ihr seyd über geringere Dinge zu keinem Entschlusse gekommen — verzeiht meine Offenheit, gnädiger Herr — und wollt nach dem Unmöglichen trachten? — Habt Ihr nicht erst vor zwei Minuten Eures Bruders Worte vernommen? „Laß uns vorsichtig seyn, damit ich in einigen Wochen um so sicherer öffentlich an Deiner Seite erscheinen kann." Was heißt dies anders, als in ein paar Wochen bist Du meine Gemahlin und sitzest neben mir auf dem Throne Verona's?"

„Du meinst also?" fragte Antonio.

„Ich meine was ich längst gemeint. Kommt Eurem Bruder zuvor oder Ihr seyd verloren."

„Ewig das alte politische Lied, das Dir der Haß gegen Bartholomäo und auch — ich will es glauben — die Liebe zu mir eingiebt!" rief unmuthig der Herzog. „Ohne Beweise ihn gefangen zu setzen, ihn zu verurtheilen, ist, wie Du selbst

sagst, unmöglich, es hieße eine offene Empörung hervorrufen, überzeugende Beweise zu schaffen, ist aber nicht das Werk weniger Tage, und inzwischen ist dies himmlische Geschöpf vielleicht heimlich sein Weib. — Nein Leoni! Laß uns auf andere Mittel denken. Was meinst Du zu einer Entführung?"

„Das schlechteste von allen!" fiel der Ritter ein. „Die Tochter eines Edlen, eines zurückgekehrten Verbannten entführen, sie mit Gewalt Euren Wünschen" —

„Nein es geht nicht! Du hast Recht, es hieße die Fackel der Rebellion muthwillig entzünden;" fiel Antonio ein. „Denke auf etwas Anderes."

„Ein Mittel gäbe es;" sprach Leoni leise und nachdem er sich mehrmals so sorgsam umgeblickt, als ob er hinter jedem Zweige der Maulbeerhecke einen Horcher fürchtete. „Auf dem Throne und in der Liebe wird Euch Bartholomäo stets im Wege seyn; Alles gliche sich aus, wenn — wenn er nicht mehr lebte."

„Nein!" rief Antonio mit dem Ausdrucke des Abscheues. „Ich hasse ihn — ich glaube es we=

nigstens, seit ich aufhörte ihn zu lieben — aber sein Leben ist mir heilig."

„Auch gut!" erwiederte Leone kalt. „Dann aber rathe ich, Euch wenigstens vor seinem Ehrgeize in Acht zu nehmen und jeden Gedanken an Lucretien Nogarola aufzugeben."

„Das erste will ich, aber das letztere kann ich nicht!" rief Antonio.

Leone schwieg und zuckte verächtlich die Achseln. Der Fürst ergriff ihn bei der Hand.

„Du bist kühn und schlau!" sagte er; „sinne ein Mittel aus daß dies Mädchen mein wird, und das schöne Landgut alle Brentelle, das Dir längst schon in die Augen stach, soll Dein seyn."

Leoni schwieg eine Weile, dann schüttelte er das Haupt und sagte: „Es ist unmöglich, rein unmöglich."

„Mache Geschenke, spare kein Geld;" sprach Antonio.

„Nogarola ist nicht reich, aber er gehört zu den edelsten Geschlechtern Verona's;" versetzte der Ritter.

„So versprich Ehrenstellen, lasse die Möglich-

keit einer Scheidung von fern durchblicken;" fuhr der Vorige fort.

„Das Mädchen ist die Geliebte des Mitregenten und hofft seine Gemahlin zu werden;" antwortete Jener.

„Ich will verdammt seyn, wenn dies geschieht!" rief Antonio, die Fäuste ballend. — „Denke auf Mittel, Leone;" fuhr er fort. „Erinnere Dich, daß das Landgut mir über dreimalhunderttausend Liren gekostet."

Der Ritter schwieg eine Weile, er schien in tiefes Sinnen verloren; dann sagte er:

„An Entführung, Bestechung und wie die gewöhnlichen Mittel, welche sonst zum Zwecke führen könnten, heißen, ist, so lange Bartholomäo lebt, nicht zu denken; eins bliebe noch, aber es ist ungewiß, gewagt und schwierig anzuwenden."

„Sey es so schwierig wie es wolle, ich will es versuchen!" rief Antonio.

„Nur ungern schlage ich es vor;" sprach Leoni, die Stirn runzelnd. „Nebenumstände können es gefährlich, am Ende auch nutzlos machen."

„Nenne es!" rief der Herzog, indem er den

Ritter am Arme ergriff. „Wenigstens bleibt mir eine Hoffnung. — Dein Mittel —"

„Ist ein Philtrum!" fiel Jener ein.

„Ein Liebestrank?" sagte der Herzog mit zweifelhaftem Tone. — „Wo einen solchen hernehmen, wie ihn anwenden? Ich glaube überdies wenig an seine Wirkung."

„Hm! Was die letztere anbelangt, die würde sich finden; mir ist ein Beispiel bekannt das jeden Zweifel beseitigt;" meinte der Ritter.

„Aber wie ihr den Trank beibringen?"

„Das ist der Knoten! — Doch wüßte ich wohl eine Gelegenheit —" sprach Leoni sinnend.

„Und den Trank selbst? Wo willst Du ihn hernehmen?"

„Das wäre das Wenigste was uns im Wege stünde;" meinte Leoni, und indem er mit der Hand nach einer von zwei dunkeln Eschen überragten ärmlichen Hütte zeigte, setzte er hinzu: „Dergleichen Köstlichkeiten werden dort gebraut."

„Wie? — Was sagst Du?" rief Antonio überrascht.

„Habt Ihr noch nicht von der „Alten von

Sabioncello" gehört?" fragte Leone. „Nicht? Das wundert mich. Euer Vater nahm manchmal — wenigstens sagten es die Leute — ihre Geschicklichkeit in Anspruch, wenn es eben auch nicht Liebestränke waren die sie ihm verfertigen mußte. Er schenkte ihr dafür die Hütte die sie bewohnt, und die eigentlich zu dem Besitzthum Nogarola's gehört, über die aber Euer Vater, als das Eigenthum eines Verwiesenen, verfügte."

„Es ist das erste Wort, was ich über dieses Weib vernehme;" sagte Antonio verwundert. „Du meinst also ein Philtrum?" setzte er nach einigem Schweigen hinzu.

„Wüßte ich einen bessern Rath so würde ich diesen nicht geben; er ist wenig besser als schlecht, schon wegen der Schwierigkeiten die es macht ihn anzuwenden;" sagte Leoni. „Wollt Ihr indeß, so gehe ich zu der Alten; sie rechnet mich unter ihre Bekannten."

„Thue es, Leone!" rief der Herzog. „Und — mich treibt die Neugier — ich will Dich begleiten."

„Es wäre wohl besser, Ihr unterließet es;" sagte der Ritter bedenklich. „Indeß — sie weiß

genug von den Zeiten San Signorio's her, und hat schon deshalb Ursache zu schweigen."

Mit den letzten Worten hüllte sich der Ritter dichter in seinen Mantel, und lud durch eine Bewegung der Hand seinen Herrn ein, voranzuschreiten.

Nach wenig Augenblicken standen Beide an der Thüre einer ärmlichen Hütte, über welche zwei mächtige Bäume ihre Aeste gebreitet hatten. Leoni schien hier Bescheid zu wissen, denn anstatt an die Thüre zu klopfen, ging er um die Ecke des Hauses und pochte an einen Fensterladen. Da nicht sogleich geöffnet wurde, war er genöthigt dies noch einmal zu wiederholen. Jetzt that sich plötzlich ein kleines Dachfensterchen auf.

„Geduld! — Geduld!" rief leise eine widrige alte Weiberstimme herab. „Eins nach dem Andern! — Wollt Ihr mir denn mit Eurem Lärm die Sbirren auf den Hals hetzen?" —

Mehrere Minuten vergingen. Schon fing der Herzog an ungeduldig zu werden, als sich die Hinterthür des Hauses öffnete, eine verschleierte Dame herausschritt und schnell zwischen den Hecken verschwand. Eben wollte der Herzog in das Haus

treten, als die Bewohnerin desselben heraustrat, ihn dreist am Arme faßte und nach dem Mondlichte zukehrte.

„Wer seyd Ihr? — Was wollt Ihr? — Ihr seyd mir unbekannt, und dennoch — Euer Klopfen —" sagte sie stockend und leise.

„Kam Dir ein Bischen bekannt vor, alter Sündendrache?" fiel Leoni ein.

„Ach, Ihr seyd es, mein Söhnchen?" sagte die Alte, indem sie freier zu athmen schien. „Nun, nur hinein! Hinein!" —

Die Wandelnden tappten, während die Alte sorgfältig das Haus verschloß, durch einen finstern Gang nach einer Thüre, durch deren Ritzen Licht zu schimmern schien, und traten endlich in ein kleines, ärmliches, mit altem halb zerbrochenem Hausrathe angefülltes Stübchen, das von einem spärlichen Kaminfeuer nothdürftig erleuchtet wurde. Das Hauptmeuble in demselben war ein großer Wandschrank, ein eben solcher Tisch und ein zerfetzter Lehnstuhl, auf welchem eine behaglich schnurrende Cyperkatze Platz genommen hatte. Die Hausbe-

wohnerin war eine siebenzigjährige Greisin mit vom Alter und der Gicht gekrümmtem Rücken. Ihr Anzug war ärmlich, doch nicht unreinlich, unter dem um das Haupt gewundenen buntseidenen Tuche stahlen sich einzelne graue Locken hervor. So wie unsere Bekannten in das Zimmer traten, warf die Alte forschende Blicke auf den Herzog; auch der letztere betrachtete Jene sehr aufmerksam. Das Gesicht des Weibes war in der That geeignet Aufmerksamkeit zu erregen. Nur selten schuf die Natur ein Menschenantlitz, welches, ohne durch ein Gebrechen entstellt zu seyn, häßlicher als das jenes Weibes genannt werden konnte. Die Farbe desselben war fast kastanienbraun zu nennen, die Nase bog sich über den gänzlich zahnlosen Mund herab, aber höchst sonderbar, fast lächerlich, nahmen sich die kleinen, unaufhörlich blinzelnden Augen aus, welche, mehr noch als die unzähligen Runzeln und Falten, dazu beitrugen das Gesicht des Weibes dem eines Affen ähnlich zu machen. Leoni schien in der Behausung der Alten sehr bekannt zu seyn, denn kaum war er in's Zimmer getreten, als er den vierfüßigen Liebling derselben vom Lehnstuhle warf, den Herzog

sich niederzulassen bat, und sich gemächlich auf einen der plumpen Sessel warf.

„Nun Alte, Du bist also immer noch nicht gehangen, nicht ersäuft, nicht ausgepeitscht worden? Das heiße ich Glück haben!“ fing er an. — „Aber sage mir einmal: wer war die Dame die Dich eben verließ?“ —

„Sollte Euch irgend Jemand um ihren Namen fragen, so werdet Ihr gut thun zu sagen, daß er Euch unbekannt geblieben!“ erwiederte grämlich die Alte, die, wie es schien, etwas verdrüßlich darüber war, daß der Ritter mit ihrem Lieblinge, welcher jetzt mit krummem Rücken und sich dann und wann dehnend, im Zimmer herumstieg, so wenig Umstände gemacht hatte. — „Ueberdies,“ setzte sie hinzu, „hatte die Signora ein höchst unschuldiges Geschäft bei mir —“

„Ganz gewiß!“ fiel Leoni lachend ein. „Sie bat sich blos ein Pülverchen aus für den eifersüchtigen Gemahl, oder den Galan, oder für alle Beide.“

„Ihr seyd recht boshaft! Immer sucht Ihr eine arme, ehrliche, anständige Wittwe in Verlegenheit zu bringen, obwohl Ihr wisset daß bei mir Alles

fromm und rechtschaffen zugeht;" sprach die Frau mit einem Seitenblicke auf den Herzog.

„Rede nicht so einfältig, Alte!" rief der Ritter. „Wärest Du was Du sagst, so befänden wir uns nicht in Deiner Spelunke, auch darfst Du nicht so besorgt auf meinen Begleiter blicken — "

„Um dessen Namen ich Euch jedoch bitten wollte;" fiel Jene ein. „Ich muß den Signor schon gesehen haben; er kommt mir so bekannt vor, aber mein schwaches Gedächtniß — "

„Ist ein großes Glück, eine wahre Himmelsgabe!" fiel der Ritter ein. „Ich beneide immer die Menschen die ein schwaches Gedächtniß haben; man glaubt gar nicht wie leicht man damit über üble Erinnerungen hinwegkommt. Was jedoch den Namen meines Begleiters anlangt, so sage nur" — hier äffte er den Ton der Alten nach — „er sey Dir unbekannt geblieben."

„Ich bin nicht neugierig, mein Söhnchen;" versetzte die Alte, mit dem Kopfe nickend. „Wäre eine gewisse Aehnlichkeit nicht gewesen, würde ich gar nicht gefragt haben, indeß die Zeiten sind jetzt

schlimm, man mag noch so rechtschaffen, so redlich seyn, Vorsicht ist dennoch bei vielen Dingen unerläßlich."

„Nun bei St. Zeno!" rief der Ritter lachend. „Du sprichst ja als ob Du ein Ding, was die Leute Gewissen nennen, im Leibe hättest, und dieses Dich auf Deine alten Tage zu molestiren anfinge. Aber ich kenne Dich schon; Du denkst Dich ein Bischen kostbar zu machen, um die Rechnung dann desto höher stellen zu können. So machtest Du es bei der Geschichte mit der kleinen Genueserin, und auch später mit der Signora Benedetta aus Aquilega."

„Santa Madonna!" rief die Alte, der es sehr unangenehm zu seyn schien, daß Leoni in Gegenwart eines Dritten dergleichen Dinge erwähnte. „Das hat man davon, wenn man beflissen ist seinem Nächsten zu dienen! — Dahin führt allzugroße Gutmüthigkeit! — Mir Eigennutz vorzuwerfen! Es ist abscheulich. Wäre ich wie Ihr sagt, ich wäre nicht arm wie eine Kirchenratze."

„Du arm?" rief Leoni. „Ich wollte, die Goldliren, die Du in jenem Schranke oder in irgend

einem andern Winkel verborgen hast, befänden sich in meinem Seckel, oder es wären wenigstens in dem letztern noch die vorhanden, die Du von mir und meinen Bekannten empfingst. Doch das beiseite. — Wisse, Alte, dieser Herr kommt um Deinen Schatz zu vermehren."

„Sollte mir lieb seyn, mache aber keine Geschäfte mehr!" entgegnete mit anscheinender Kälte das Weib, indem es einen Blick des gerötheten blinzelnden Auges auf den Herzog warf.

„Mache das einem Andern weiß!" erwiederte Leoni in gleichem Tone. „So lange das Gold seinen Glanz und das Silber seinen Klang behält, drechselst Du Pillen, brauest Tropfen, bestellst Briefchen, und wie Deine andern verdienstlichen Beschäftigungen immer heißen mögen."

„Nichts! — Nichts von Allem geschieht, und wenn es je geschah, so geschah es aus redlicher Absicht und um den Leuten zu dienen;" versetzte die Alte, indem sie dann und wann einen forschenden Blick auf den Herzog warf.

„Auch gut!" erwiederte Leoni kalt, und indem er sich mit Ruhe aus dem Sessel erhob.

„Ich dachte Dir, aus alter Bekanntschaft, funfzig Goldliren für eine Kleinigkeit zuzuwenden, aber wie es scheint hast Du bereits Deine Rechnung mit dem Teufel abgeschlossen, und willst kein neues Conto ankreiden lassen, deshalb werde ich mich nun an jemand Andern wenden müssen."

„Bleibt! — Bleibt noch ein wenig!" versetzte die Megäre, als der Ritter nach dem Hute langte. „Ich rechne Euch unter meine ältesten und liebsten Bekannten, und es wird mir schwer Euch eine Kleinigkeit — nicht wahr Ihr sagtet eine Kleinigkeit? — abzuschlagen. Ich mache zwar, wie ich Euch bereits gesagt, eigentlich keine Geschäfte mehr, indeß in besondern Fällen, wo es sich darum handelt für einen alten Freund etwas zu thun, könnte wohl eine Ausnahme stattfinden; auch sind achtzig oder hundert Goldliren für eine arme alte Frau eine Sache von Bedeutung. — Ihr müßt nicht denken, werther Signor," setzte sie, zu dem Herzog gewendet, hinzu, „daß ich auf das Geld einen besondern Werth lege, aber eines Theils scharrt kein Hühnchen umsonst, sodann habt Ihr — denn unstreitig seyd Ihr bei der Sache betheiligt — ein

sehr edles und generöses Ansehn, und endlich ist es so zu sagen ein gutes Werk was Ihr thut, wenn Ihr einer Wittwe ein Scherflein zuwendet, selbst für den Fall, daß der Gegenstand Eurer Wünsche ein tadelnswerther seyn sollte. — Dürfte ich Euch aber jetzt fragen —"

„Was wir verlangen?" fiel Leoni ein. „Ein Liebestrank ist's; ein Philtrum."

„Santa Madonna!" rief die Alte, indem sie sich sehr erschrocken stellte. „Und das, mein Söhnchen, nennt Ihr eine Kleinigkeit? **O Dio**! Wie leichtsinnig doch die Jugend ist! — Nein, meine werthen Signori! Mit Liebeszauber habe ich mich von jeher sehr ungern, ja fast gar nicht befaßt —"

„Aber desto mehr mit Vergiften!" fiel der Ritter verdrüßlich ein. — „Laß es jetzt genug seyn, Alte! Für das **Decorum** hast Du mittelst Deiner Weigerungen genügend gesorgt. Sprich jetzt, willst Du die funfzig bis sechzig Liren verdienen oder nicht?"

„Ihr wollt sagen die hundertsechzig, mein Söhnchen; denn dies ist bei mir der feste Preis für das geforderte Arcan;" versetzte die Alte. — „Je nun, gutmüthig wie ich bin, kann ich es Euch

nicht abschlagen. Aber sagt mir doch, wer ist die Person für die das Mittel bestimmt ist?"

„Ich dächte, das sollte Dir gleichviel seyn;" entgegnete Leoni. „Der Name kann nichts zur Sache thun."

„Doch! — Doch!" erwiederte kopfschüttelnd die Alte. „Ein Mensch hat eine starke, der andere eine schwache Konstitution; was bei dem einen kaum anschlägt, richtet den andern zu Grunde. Kennne ich die Person, für die das Tränklein bestimmt ist, dann stehe ich für den Erfolg."

„Wirklich?" fiel der Herzog der Sprechenden schnell in's Wort. „Nun dann, so nimm an, es sey Lucretia Nogarola."

„Das heißt," verbesserte der Ritter, indem er wegen der Vorschnelligkeit, mit der sein Herr den Namen nannte, die Stirn runzelte, „mein Freund meint, das Alter, das Aeußere, der Stand und die Lebensweise der beiden Damen stimmen ziemlich überein."

„Gut! — Gut! ich verstehe;" sagte die Alte mit widrigem Lächeln, und indem ihr häßliches Ge-

sicht einen ganz eigenthümlichen Ausdruck von Bosheit zeigte. „Seyd versichert, der Trank soll vortrefflich und zur Stunde wirken."

„Woher weißt Du das so genau?" fragte der Ritter aufmerksam. „Ist Dir die Natur des Fräuleins so bekannt?"

„Sehe ich es nicht alle Tage? — Bin ich nicht so zu sagen dessen Hausgenossin, obwohl man mich jetzt aus dem Hause werfen will?" grinzte die Alte. „Ja, werthe Signori, es ist eine Sünde und Schande, wie man mit einer alten rechtschaffenen Wittib verfährt. Da hatte mir der verstorbene Herzog, der Can Signorio, diese Hütte geschenkt — ich hatte dem braven seligen Herrn einige kleine Gefälligkeiten erwiesen — dieses Häuslein aber gehörte früher zu den Besitzungen des Nogarola, und nun soll ich herausgetrieben werden, da ihm jetzt alle seine Besitzungen zurückgegeben worden, wie er sagt."

„Wie?" sagte Antonio; „ist Nogarola so geizig, daß selbst diese elende Hütte einen Werth für ihn hat?"

„Das nicht. — Das eben nicht;" versetzte die Alte. „Er hat von langen Zeiten her einen Zahn

auf mich. Es ist eine alte Geschichte. Seht, es ist ganz sonderbar. In der Familie Nogarola sind die Frauen alle schön, sehr schön; doch das wäre das wenigste; in Verona giebt's viel schönere Frauen, aber ein ganz eigenthümlicher Umstand ist es, daß die Mädchen dieses Geschlechts einander alle so ähnlich sehen, wie ein Wassertropfen dem andern, und so soll es schon seit mehr als hundert Jahren der Fall gewesen seyn. Da hatte der Antonio Nogarola eine Schwester, die gar hold und lieblich war — sie hieß auch Lucretia, denn das ist so hergebracht in dem Geschlecht, und sie glich dem Fräulein auf ein Haar — und Can Signorio bewarb sich um sie, und auch das Mädchen war ihm gut. Nun dauerte dies eine Zeit, es wurden Briefchen geschrieben hin und her, und ich, gutmüthig wie ich bin, hatte die Bestellung übernommen. — Wer hätte auch dem braven Can Signorio, der damals ein hübscher, junger Prinz und so freigebig war, daß sich Mancher ein Beispiel an ihm nehmen könnte, etwas abschlagen können? — Endlich aber kam das Ding an den Tag. Jetzt hättet Ihr den Spectakel sehen sollen. Nogarola machte den ganzen

Adel rebellisch. Er sprach von Beschimpfung seines Hauses. — Die Geschichte hatte nämlich einen übeln Ausgang genommen; Ihr versteht mich! — Der Prinz sollte das Dämchen heirathen, aber dies ging nicht an, er war bereits mit seiner nachherigen Gemahlin versprochen; dazu kam, daß bereits vor hundert Jahren zwischen den beiden Geschlechtern eine ähnliche Begebenheit statt gefunden haben soll, der Adel tobte, die Sache ward immer schlimmer, da beendigte sie ein glücklicher Zufall, es war der Tod des Fräuleins. Ich wüßte auch nicht, wie sich Can Signorio sonst auf gute Art hätte aus der Klemme ziehen sollen; so war es am besten. — Wie aber der Unschuldige immer am meisten leiden muß und der Niedrige stets am schlechtesten wegkommt, wenn sich die Großen zanken, so erging es mir. Ich hatte dem Fräulein am Tage vor ihrem Tode ein Briefchen von Can Signorio zustecken müssen, ich hatte gerade eine sehr schöne Orange in der Hand, diese gefiel dem Fräulein, ein Diener hatte gesehen daß ich sie ihr geschenkt, nun könnt Ihr glauben daß dies genug war mich in ungerechten Verdacht zu bringen; ich mußte flüchten, um mich

der Rache Nogarola's zu entziehen, und ich kehrte auch nicht eher als bis nach dessen Verbannung zurück, was das Jahr darauf, nämlich nach dem Regierungsantritt des Herzogs stattfand. — Jetzt, Signori, könnt Ihr Euch denken warum Nogarola mich aus dieser Hütte treiben will. Morgen will ich auch ausziehen, aber — Santa Madonna! — es sollte mich wundern wenn das Ueble, das mein Feind mir zufügt, nicht zehnfach auf seinen Kopf zurückfallen sollte." —

Die ohnehin widrige Miene des Weibes ward bei den letzten Worten desselben nur noch abschrekkender, und der Gesammtausdruck ihrer Gesichtszüge noch tückischer und wilder wie gewöhnlich.

„Wie Du sagst so verlässest Du morgen diese Wohnung;" hob Leoni nach einer Pause an. „Wo bist Du anzutreffen, um das Philtrum in Empfang nehmen zu können?"

„Das kann sogleich geschehen, vorausgesetzt daß Ihr die Kleinigkeit von zweihundert Goldliren — nicht wahr, ich forderte nicht mehr als diesen geringen Preis? — bei Euch haben solltet;" versetzte die Alte.

„In diesem Beutel ist fast das Doppelte!“ rief der Herzog, der Alten eine Börse zuschleudernd.

„Dank! — Tausend Dank! — Mögen alle Heiligen Euch das gesegnen, was Ihr an einer armen, verlassenen, rechtschaffenen Wittib thuet!“ sprach das Weib, indem es mit der Gier eines Hatzhundes die Börse auffing.

So rasch als es ihre von der Gicht verkrüppelten Füße erlaubten, hinkte die Alte jetzt nach dem großen Schrank, öffnete ein so künstlich verborgenes Fach, daß ein mit dem Mechanismus Unbekannter es nicht hätte herausfinden können, und nahm mehrere kleine Fläschchen und Schachteln heraus. Sie ließ jetzt einige Tropfen in eine dunkle Phiole träufeln.

„Seht, Kinderchen,“ sagte sie mit verzerrtem Lächeln, „dies ist die Feuchtigkeit von dem Schaum eines Hundes, der bis zur Wuth gereizt worden. Dies“ — sie nahm ein zweites Gläschen — „der Saft einer zu todtgepeitschten Viper. — Dieses hier ist der Extract aus dem Gewächs, welches man Hirschbrunst nennt. — Dieses Pülverchen ist von den Knöchelchen einer Art Wassereidechse bereitet.“

„Aber,“ sagte Leoni aufmerksam, „Du schüttetest noch etwas von dem weißen Pulver aus jenem Schächtelchen, welches einen so auffallenden Knoblauchgeruch verbreitet, in das Glas.“

„Das ist Mondmilch, mein Sohn!“ sagte die Alte in leichter Verwirrung. „Es ist ursprünglich flüssig, und ganz unschädlich, hat aber die Eigenschaft, jene andern Mittel gut zu verbinden, und kann nur getrocknet aufbewahrt werden.“

„Noch eine Frage, Alte;“ sprach der Ritter, als er das Fläschchen in Empfang genommen und in seinem Aermel verborgen hatte. „Du wohnst ganz in der Nähe von der Villa Nogarola's, folglich mußt Du wissen wer aus und eingeht. Hast Du Zusammenkünfte der zurückgekehrten Adeligen dort bemerkt?“

„Oft! — Oft, mein Söhnchen;“ erwiederte die Megäre. „Die Spineta's kommen fast täglich hin, eben so die Maffei und Andere. Erst gestern Abends hatten sich eine Menge Signori eingefunden, sie blieben fast die halbe Nacht beisammen, und Fürst Bartholomäo, so wie der Ritter Galvano von Fagliano waren unter ihnen. Es mußte etwas von

Wichtigkeit verhandelt worden seyn, denn Jeder, der an der Thüre erschien, mußte ein gewisses Paßwort abgeben, — ich bemerkte dies ganz genau, denn ich saß auf dem Bänkchen in Mitte der Myrtenhecke da draußen, und wartete auf eine Dame, welche mit mir ein kleines Geschäft abzuthun hatte. — Als die Gesellschaft auseinander ging, strichen Bartholomäo und Galvano dicht an mir vorüber, ich sah im Mondschein, wie sich Letzterer vergnügt die Hände rieb, und hörte ihn deutlich sagen:

„Es gelingt, es muß gelingen, er kann nicht dem Wunsche des vereinigten Adels Widerstand leisten!"

Während die Alte sprach, beobachtete Leoni mit höhnischem Lächeln den Herzog. Letzterer schien von den Worten derselben sichtlich ergriffen, er runzelte die Stirn und ballte die Faust. — Wenige Worte wurden nur noch zwischen den Anwesenden gewechselt, dann verließen Antonio und sein Günstling das Haus. Unter vielen Danksagungen begleitete sie die Hausbewohnerin, durch einen dunkeln Heckengang, bis an ein kleines Ausgangspförtchen, und die Fortgehenden verschwanden bald zwischen den ho=

hen Mauern der benachbarten Gärten. — Die Alte sah ihnen eine lange Weile nach. Der Mond beschien ihr widriges, jetzt von einem scheuslichen Lächeln noch mehr verzerrtes Gesicht.

„Er denkt, ich kenne ihn nicht, den herzlosen Sohn eines grausamen, tyrannischen Vaters, aber dann hätte er nicht seinen liederlichen und dabei knauserigen Günstling mitbringen müssen;" sagte sie höhnisch. „Einen Liebestrank für Lucretia Nogarola und dann, wenn in dem Brüderkampfe Antonio die Oberhand behält, ins Wasser mit der Alten die ihn bereitet hat, damit kein Zeuge von der Handlungsweise des edlen Herzogs lebt, oder an den Schandpfahl mit ihr und auf den Scheiterhaufen, wenn Bartholomäo Sieger ist! Seyd indeß ganz ruhig, Signor! die „Alte von Sabioncello" wird diesen Zeitpunkt nicht abwarten, sie weiß, daß sie von Euch nichts Besseres als von Eurem Vater zu erwarten hat, der es ihr überließ sich vor der Wuth Nogarola's so gut sie konnte zu retten. — Uebrigens ist es ein wahrer Glücksfall, daß an dem Vorabende des Tages, an welchem ich mich entfernen will, um nicht der Rache des künftigen Schwieger-

vaters Herzog Bartholomäo's ausgesetzt zu seyn, dessen Gegner mir selbst das Reisegeld bringt, und noch dabei Gelegenheit giebt, den alten Feind am empfindlichsten zu treffen. —"

So wie die Alte diese Worte vor sich hin gemurmelt, schloß sie das Ausgangspförtchen so vorsichtig und leise wie möglich, und humpelte dann wieder der Hütte zu. — —

Es war wenig Tage später, als ganz Verona wegen eines glänzenden Maskenfestes in Bewegung war, welches Herzog Antonio dem Adel des Fürstenthums, und den Abgeordneten der Städte gab. Mit Anbruch der Nacht ward auch das Aeußere des fürstlichen Schlosses mit vielen tausend buntfarbigen Lämpchen erleuchtet, und nun traten die grandiosen Formen des majestätischen Baues erst recht in's Auge. Die deutsche Leibwache hatte alle Hände voll zu thun, um den Andrang des Volkes, das den ganzen Platz vor der Burg erfüllte, abzuwehren, und den nach und nach ankommenden Chinesen, Türken, Mohren und anderen seltsamen Maskengestalten, freie Bahn zu schaffen. Mehrere Säle und eine ungeheure Zimmerreihe waren zu Auf=

nahme der Gäste festlich geschmückt, und der Zug der Letzteren strömte ununterbrochen in die glänzenden Räume. Die Maskenzüge bewegten sich vorzüglich durch den Hauptsaal, wo in einer, mit vieler Pracht decorirten Loge sich die beiden fürstlichen Brüder, die Herzogin, und mehrere Hofleute befanden. Fürst Antonio gab jetzt das Zeichen daß der Tanz beginnen könne, und bald darauf sah man ihn und seine Gemahlin, gefolgt von Leoni und einigen Damen, die Loge verlassen; einzelne Masken zischelten sich ins Ohr, daß die Fürsten und ihre Umgebung jetzt gleichfalls an der Mummerei Theil nehmen würden. Antonio hatte seine Gemahlin bis nach ihrem Zimmer begleitet, jetzt entließ er seine Hofleute mit einigen freundlichen Worten, und trat, blos von Leoni gefolgt, in ein naheliegendes Kabinet.

„Du weißt es also gewiß, daß sie da ist?" fragte er hastig.

„Ich weiß es ganz genau!" erwiederte der Ritter eben so lebhaft. „Sie ist als Fürstin verkleidet, und kam mit der Gemahlin des ältern Spineta. Nogarola konnte wegen der Gicht, die ihm

seit zwei Tagen in den Füßen rumort, nicht erscheinen. — Ihr könnt Lucretia an dem bis auf die Füße herabhängenden, goldbesetzten Hermelin, so wie an ihrer hohen, schlanken Gestalt, welche sie vor den andern jungen Damen des Hofes so auszeichnet, leicht erkennen."

„Und das Weitere"

„Ist alles besorgt und genau berechnet!" fuhr drr Ritter eifrig fort. „Sobald es Zeit ist, erscheint ein Maskenzug, und ein demselben vorauseilender Herold verkündigt, daß die Gesandtschaft des Sultans von Samarkand zu Ehren Don Bartholomáo's della Scala, welchen sie zu begrüßen angelangt, einen feierlichen Tanz nach ihrem Landesgebrauch aufführen wolle. Euer Bruder muß glauben, daß dies Intermezzo von seinen Anhängern veranstaltet worden, und ist also schon Ehren halber genöthigt, bei dem Spiele gegenwärtig zu seyn und ihm zuzuschauen. Während dies aber geschieht, gebt Ihr Euch Lucretien zu erkennen, geht, wie zufällig, mit ihr in eins der Nebenzimmer, ruft dort nach Erfrischungen, und — das Uebrige ist Euch bekannt."

„Vortrefflich!“ rief Antonio, sich vergnügt die Hände reibend. „Die Herzogin aber —“

„Erscheint als Sultanin, bedeckt mit Juwelen;“ erwiederte lächelnd der Ritter. „Ich habe Trobriant, meinen Stallmeister, so wie meine beiden Pagen als Sklaven verkleiden lassen. Läßt sich die Fürstin nicht von dem Tanz der Gesellschaft aus Samarkand fesseln, so nöthigt sie Trobriant, einer langen, ihrer Eitelkeit schmeichelnden Rede zuzuhören, in welcher er die Gemahlin des Kaisers von Trapezunt um ihr mächtiges Fürwort für sich und seine Mitsklaven und deren Befreiung bittet.“

„Herrlich! — Herrlich!“ rief Antonio vergnügt. „Es kann nicht fehlen, Alles geht nach Wunsch. Möge nur der Ausgang der Sache dem Anfange gleichkommen.“

„Gewiß! Mir ist nicht bange dafür;“ entgegnete Leoni mit Sicherheit im Tone. „Spielt nur Eure Rolle so fort, wie Ihr solche seit wenigen Tagen begonnen habt, überhäuft Eure heimlichen Feinde mit Zeichen von Gunst, Ihr werdet manchen Euch gewinnen, Andere wenigstens schwankend machen.

Vor Allem aber, gnädigster Herr — und dies kann ich Euch nicht genug wiederholen — spielt heute nicht gegen Lucretien den feurigen Liebhaber, sondern nur den gnädigen, wohlwollenden, herablassenden Herrscher."

„Gut! Gut, Du ewiger Mahner! Du sollst mit mir zufrieden seyn;" sagte ungeduldig der Fürst. „Doch fort jetzt und triff Deine Anstalten."

Don Antonio hatte sich entfernt, auch der Ritter war verschwunden, als auf einmal eine rauschende, ziemlich übeltönende Musik vor der Saalthüre erscholl, uud ein hereintretender Herold nach dreimaligem Trompetengeschmetter ausrief, daß der Ruf des Hauses Scala, vor allem Bartholomäo's, bis nach Asien gedrungen, und deshalb von dem sehr mächtigen Herrscher von Samarkand eine Gesandtschaft abgesendet und bereits in Verona eingetroffen sey, welche dem jungen und hochgeehrten Fürsten die Glückwünsche des Monarchen zu dessen Thronbesteigung darbringen solle. —

So wie der Herold diese Worte ausrief, drängten sich die Masken von allen Seiten in den Hauptsaal, wo die Scene vorging. Ein Schwarm Arle-

chino's und Pulcinella's gaben sich die größte Mühe, noch mehr Verwirrung in die schon bestehende Unordnung zu bringen, indem sie für die samarkandische Gesandtschaft, die eben abentheuerlich geputzt in den Saal schritt, Platz zu machen trachteten; Vieler Augen aber suchten einen weißen Ritter, welcher prächtig gekleidet, und mit goldenen Ketten und Juwelen geschmückt, einem neben ihm stehenden Eremiten rasch in's Ohr zischelte: „Lasse sie nicht aus den Augen! Bald bin ich bei Euch!" und dann der Gesandtschaft entgegen trat. — Der samarkandische Ambassadeur bog sich jetzt vor dem weißen Ritter fast bis zur Erde, versicherte sodann in einer hochtrabenden, übermäßig langen Rede, daß Sr. Majestät Abdurhaman der Große an dem Wohlbefinden der Fürsten des Hauses Scala einen außerordentlichen Antheil nehme, ihn aber in specie beauftragt habe, diese Gesinnungen dem hochverehrten Herzoge Bartholomäo des Breiteren auszudrücken, welches er zu thun glaube, indem er seine Rede an den weißen Ritter als dessen alter ego richte, endlich aber um die Erlaubniß bitte, durch die Mitglieder der Gesandtschaft einen ächt nationalen samarkan-

dischen Festtanz zu Ehren Bartholomão's aufführen lassen zu dürfen. —

Der weiße Ritter erwiederte in wenigen, aber zierlichen Worten, daß er sich ermächtigt halte, im Namen des Fürsten die asiatischen Galanterien auf- und anzunehmen, und daß der Tanz sofort beginnen möge. Dieser erfolgte auch sodann, doch zeichnete er sich vor den andern Maskentänzen damaliger Zeit nur dadurch aus, daß die Tänzer am Ende des Ballets sich zu einem großen B, dem Anfangsbuchstaben des prinzlichen Namens, zusammenstellten, welche Galanterie, so abgetreten sie in unsern Tagen auch erscheinen mag, in damaliger Zeit für sehr inventiös gehalten wurde. — —

Während aber die Samarkander auf eben angegebene Weise dem Prinzen ihren Beifall zollten, und dagegen wieder von den zuschauenden Hanswürsten durch einige krähende Evviva's geehrt wurden, befand sich Herzog Antonio in einem entfernten Zimmer mit Lucretia Nogarola im Gespräch. Der Fürst war als Schah von Persien maskirt, sein Gürtel, Dolch und Säbel starrten von Edelsteinen. Da er die Larve abgenommen hatte, so konnte man sein

Gesicht betrachten, und selbst sein Feind, wenn er den schönen jungen Mann mit dem kühnen Blicke, dem herrlichen Haupte, in diesem Momente gesehen hätte, würde haben zugestehen müssen, daß er das Ideal eines orientalischen Herrschers vor sich habe. Lucretia trug die Tracht einer alt-lombardischen Fürstin. Ein einfacher goldener Reif, mit großen Diamanten geschmückt, umschloß die edle Stirn, das glänzend schwarze Haar; ein reicher faltiger Hermelin ließ von den blendend weißen vollen Schultern nur eben so viel sehen, um das Ebenmaaß der reizenden Gestalt beurtheilen zu können. Auch Lucretia hatte die Larve in der Hand, ihr Auge schien die Blicke Antonio's, welche fortwährend auf ihrem reizenden Antlitz ruheten, zu vermeiden. Beide Sprechenden befanden sich an dem einen Ende des Zimmers, in ihrer Nähe war Niemand als ein Eremit, welcher die Hand unter das Haupt gestemmt, auf einem Sessel Platz genommen, und, wie es schien, sich absichtlich aus dem wirren Treiben des Tanzes hierher gerettet hatte. — Antonio schien schon längere Zeit zu Lucretien gesprochen zu haben, sein Auge brannte, sein Antlitz war erhitzt.

„Nochmals,“ sagte er, in einer längern Rede fortfahrend, „nochmals bitte ich Euch dringend, Eurem Vater meinen Schmerz auszudrücken, daß ich ihn nicht bei Hofe gesehen, obwohl ich dies auch nicht anders erwartete. Unglückselige Mißverständnisse veranlaßten Can Signorio, sich eines seiner wackersten Räthe zu berauben; Euer Vater lebte lange von Verona entfernt, er kehrte zwar zurück, seine Güter und seine Ehren wurden ihm wiedergegeben, aber wer kann es ihm verargen, wenn er sich vom Hofe, wo man ihm wie er glaubt Unrecht gethan, entfernt hält! — Was in meinen Kräften stand, habe ich gethan; das Vergangene ungeschehen machen, ist mehr als ein Mensch, sey er auch der mächtigste Monarch, zu thun im Stande ist.“

„O wie huldvoll, wie gnädig ist Eure Hoheit!“ sprach Lucretia, von den Worten des Herzogs ergriffen. „Diese gnädigen Gesinnungen —“

„Hat Euer Vater nicht erwartet?“ sprach mit bitterm Lächeln der Fürst. „O ich glaube es gern. Es giebt Personen, welche den alten Zwist, die alte Unbill in frischem Andenken erhalten, ja wo mög=

lich neue auf meine Rechnung schreiben möchten. Sie sind es, die sich zwischen Fürst und Unterthan, ja am liebsten zwischen Brüder und Freunde drängen, um jeden Riß unheilbar, jede Spalte zu einem Abgrunde zu machen. Oft schon habe ich gewünscht, mich über diesen Punkt gegen Euren Vater, den ich hochachte, auszusprechen. Er selbst hat bis jetzt mein Vorhaben vereitelt, doch kann ich dies heut weniger als sonst bedauern, da er mir eben Gelegenheit giebt, mich des lieblichsten Dolmetschers bedienen zu können."

Lucretia schien von den gnädigen Worten Antonio's tief bewegt.

„Ich rechne es mit zu dem vielfachen Unglück, welches in verschiedenen Lebensverhältnissen meinen Vater so tief darniederbeugte, daß seine Krankheit ihn verhindert, in diesem Augenblicke hier zu seyn und Gnadenworte zu vernehmen, die auf den theuern Kranken wie eben so viel wohlthätige Sonnenstrahlen wirken würden;" sagte sie gerührt. „Dürfte ich meinen Gefühlen folgen, so verließe ich gern in diesem Augenblicke das Fest, um dem geliebten Vater nicht um eine Stunde länger diesen

Trost zu entziehen. Möge Eure Hoheit sich versichert halten, daß er die neue Lebenskraft, die ihm Eure gnädigen Worte spenden werden, gewiß zuerst dazu anwenden wird, Euch persönlich seinen Dank darzubringen, und geruhet einstweilen den der Tochter als eine schwache, aber innig und tief empfundene Huldigung dafür anzunehmen."

„Er ist der schönste, der herrlichste Lohn, der mir werden kann!" rief Antonio lebhaft. „Dennoch beschämt er mich fast, denn was habe ich bis jetzt für Euch gethan oder thun können? Möchtet Ihr mir doch Gelegenheit geben zu zeigen, was ich für Lucretien Nogarola zu thun im Stande wäre!"

„Eure Hoheit — diese Gnade, diese Herablassung —" stammelte das Mädchen verwirrt.

„O, sprecht nicht diese kalten Worte aus!" rief der Herzog. „Betrachtet mich als einen Freund, der es besser mit Euch meint, als Ihr glauben möget; als einen Mann, der Euch das Höchste, das Edelste gönnt, und der — vorausgesetzt, daß Ihr seine wohlwollenden Gesinnungen erwiedert — Vieles opfern und Alles daran setzen würde, es Euch zu beweisen. — Wäre ich doch in diesem Augenblicke,"

setzte er lächelnd hinzu, „Derjenige, auf den meine Vermummung deutet, der unumschränkte Gebieter jenes großen Reiches im Osten; wie leicht wäre es mir diese Meinungen sogleich zu bethätigen. Wißt Ihr, womit ich in diesem Falle begönne? Signora, würde ich sagen, dieses Diadem schmückt Eure Stirn, dieser Hermelin Euren herrlichen Nacken so schön, daß es Schade wäre wenn sie mein Hof nur bei'm Scheine der Kerzen, nicht bei'm Strahle der Mittagssonne bewundern dürfte; Ihr tragt Beide wie eine geborne Fürstin, erlaubt deshalb, daß ich Euch zu einer solchen ernenne und damit nur öffentlich das Recht anerkenne, das Euch die Natur gegeben."

Lucretia hatte hocherröthend die Rede des Fürsten angehört, sie blickte den Sprechenden bei den letzten Worten schüchtern an, schlug aber dann sogleich die Augen nieder; es war als ob sie etwas erwiedern wollte und dennoch nicht wagte, ihren Gefühlen Worte zu leihen.

„Ich glaube nicht, daß Rang und Macht unter allen Umständen glücklich machen," versetzte sie endlich in leichter Verwirrung; „die wohlwollenden Gesinnungen des Hohen fesseln oft den Niedern mehr

als die Lebensgüter, die dessen Hände zu spenden im Stande sind." —

„Meint Ihr dies wirklich?" rief Antonio hastig, indeß seine brennenden Blicke bis tief in die Seele des Mädchens zu dringen suchten. „Aber wie kann ich auch noch fragen, ob dies die Meinung Eures Herzens ist! Eure edle Seele fühlt tief; Ihr wißt, daß Rang und Glück nicht immer beisammen wohnen, und man auch auf den Sonnenhöhen des letztern unglücklich seyn kann. Wohl dem, der in seiner strahlenden Einsamkeit ein Herz findet, das ihn versteht, mit einem Worte, das dem Euren gleicht, und das, wenn es sich dem seinigen verbände, ihm Ersatz für Alles, was er sonst entbehren muß, gewähren würde."

Obwohl Lucretia bis dahin schüchtern die Augen niedergeschlagen, so erhob sie, bei den Worten Antonio's, doch jetzt dieselben, wiewohl sich in ihren Zügen der Ausdruck einer ungemeinen Befremdung, ja wohl Bestürzung kund gab.

„Erlaubt, gnädiger Herr!" sagte sie verwirrt. „Ich fühle mich etwas unwohl — die große Hitze im Saale — ich wünschte mich zu entfernen —"

„Nicht eher, bis Ihr Euch wohler fühlt! Das Gegentheil würde mir alle Freude dieses Abends rauben;“ fiel Antonio, jedoch nur im Tone gewöhnlicher Verbindlichkeit ein. „Habt die Güte mir in jenes Zimmer zu folgen, wo Ihr die Wahl unter mehreren herzstärkenden Sorbetti habet, nach deren Genuß Ihr Euch gewiß besser befinden werdet.“

Der Herzog nahm mit diesen Worten die Larve vor und bot Lucretien seinen Arm.

In dem Nebenzimmer sah man mehrere Tische mit Erfrischungen verschiedener Art. Backwaaren und Früchte der erlesensten Gattung waren auf ungeheuren silbernen Schüsseln übereinander gethürmt, sie nahmen eine lange mit Blumen geschmückte Tafel ein. Eine verlarvte, etwas mannhaft aussehende Ceres vertheilte das Gebäck, eine ziemlich robuste Pomona die herrlichen Trauben, Pfirsichen und Orangen. An einem mächtigen, mit einer Unzahl silberner Becher ausstaffirten Schenktische, trieb Gott Bachus nebst seinem Gefolge sein Wesen. Eine Unzahl Türken, Juden, Armenier, Mönche und Nonnen, nebst einer erklecklichen Anzahl Un=

geheuer der verschiedensten Arten, drängten sich zu Speise und Trank und die olympischen Wirthe hatten alle Hände voll zu thun, die Verlangenden — besonders die Monstra, die oft aus mehreren Individuen zusammengesetzt waren und sich daher über die Maßen gefräßig zeigten — zu versorgen.

So wie der Herzog, Lucretien am Arme, sich dem Schenktische näherte, suchten einige Bachanten, die den Fürsten an der Masse der Edelsteine, die er trug, vielleicht erkennen mochten, dem Paare Platz zu schaffen, und da einer derselben den glücklichen Einfall hatte, sich zu diesem Zwecke seines langen Thyrsusstabes zu bedienen und mit dem spitzen Pinienapfel, der den Knauf bildete, die eßlustigen Ungeheuer ein wenig in den Rücken oder in die Seite zu bohren, so gelang ihm auch dieses über Erwartung.

„Nun Du wohlgenährter Gott des edlen Weins," sagte Fürst Antonio zu dem herbeieilenden Bachus, „darf der Schah von Persien als gläubiger Muselmann auch nichts mit dem Blute der Traube zu schaffen haben, so bittet er Dich doch um das herzstärkendste Getränk, das Du aufzutreiben weißt,

um dieser edlen Fürstin damit einen Labetrunk anbieten zu können."

Kaum hatte Antonio diese Worte gesprochen, als sich jener Bacchant, der seinen Thyrsus so geschickt gegen die Flanken der Monstra anzuwenden gewußt, sogleich sehr geschäftig zeigte. Er nahm aus einer verschlossenen Kapsel zwei trefflich gearbeitete goldene Becher, setzte sie auf einen silbernen Teller und präsentirte solche, nachdem er sie aus zwei verschiedenen Gefäßen gefüllt, den Verlangenden.

„Nehmt, schöne Lucretia!" sagte jetzt der Herzog, indem er nach dem größern Becher griff und auf den kleinern zeigte. „Möge dieser Trank Euch und mir wohl bekommen und mit ihm die liebsten Wünsche unserer Herzen in Erfüllung gehen."

Eben brachte das Mädchen den Becher an die Lippen, als es sich heftig am Arme ergriffen fühlte. Es war jener Eremit, der vor wenig Minuten noch im Nebenzimmer gesessen hatte und jetzt hinter ihr stand.

„Trinkt nicht, Signora!" sagte er dumpf. „Der Tochter Nogarola's droht in diesen Räumen Gefahr!"

Erschrocken setzte Lucretia den Becher auf den Tisch. Heftig fuhr der Herzog auf.

„Wer bist Du, freche Maske,“ rief er hitzig, „daß Du es wagst dieser Dame vorzuschreiben, was sie thun oder lassen soll?“

„Ein Mann,“ entgegnete der Einsiedler, „der beauftragt ist, über die Sicherheit der Signora zu wachen, und der seinen Auftrag ausführen wird.“

„Wohlan,“ erwiederte Antonio wild, „so sage dem, der Dich gesandt hat, daß ich selbst diese Bürgschaft übernehme.“

Mit diesen Worten riß sich der Herzog die Larve ab und sah den Eremiten mit drohenden Blicken an. Der letztere schien indeß hierdurch keineswegs eingeschüchtert.

„Es ist meine Pflicht, Euer fürstliches Wort als vollkommene Gewähr anzunehmen, wer aber steht Eurer Hoheit für jenen Verlarvten?“ sagte er kalt. „Ehe jener Bachant, der den Sorbet bereitete, nicht die Larve abnimmt, wird die Signora nicht trinken; sie kennt meine Stimme und sie weiß, daß ich zu dieser Forderung berechtigt bin.“

„Nimm selbst die Larve ab, kühner Frevler, der

Du Dich erdreistest, mit mir in diesem Tone zu reden!" rief der Herzog empört. „Herunter mit der Larve!" setzte er noch heftiger hinzu, als Jener zögerte.

„Ich gehorche den Befehlen Eurer Hoheit!" sagte ruhig der Eremit, indem er die Larve vom Antlitz zog. Ein schönes ausdrucksvolles Jünglingsgesicht kam zum Vorschein.

„Wie? Ritter Galvano von Fogliano?" rief Antonio überrascht. — „Wer gab Euch den Auftrag die Dame zu bevormunden?"

„Möge Eure Hoheit mir die Beantwortung dieser Frage erlassen;" erwiederte Galvano in ruhigem Tone. „Die Dame weiß daß Der, welcher mir den Auftrag gab für ihre Sicherheit zu wachen, in jeder Hinsicht das Recht dazu hatte."

„Ich befehle Euch augenblicklich den Kühnen zu nennen, der sich herausnahm an der Sicherheit der Signora in diesem Palaste zu zweifeln!" herrschte der Herzog.

„Ich war es!" sagte in diesem Augenblicke eine laute Stimme. Wild blickte sich Antonio um; Fürst Bartholomäo trat zu der Gruppe, und dieser

war es welcher gesprochen hatte. — Der Herzog warf einen Blick voll Todeshaß auf den Bruder.

Das Zimmer hatte sich während dieses Auftrittes voll Menschen gefüllt. Die Neugier hatte eine solche Menge Türken, Heiden, Mohren und Ungeheuer zusammengebracht, daß sich der Einzelne kaum regen konnte. Bartholomäo wandte sich zu der Menge:

„Ich ersuche die schönen Masken," sagte er freundlich, „auf einen Augenblick das Zimmer zu verlassen. Die Hitze, der Gedrang ist so groß, daß dieser Dame unwohl geworden."

Nur wenige der Zunächststehenden hatten in dem Gewühle den Wortwechsel des Herzogs mit Galvano, vielleicht nicht ein Einziger den Gegenstand desselben vernehmen können; man nahm allgemein an, daß das Unwohlseyn der Dame den Befehl zur Räumung des Gemaches bedinge, und in zwei Augenblicken war das Zimmer leer. So wie die letzten Hinausgehenden die Schwelle überschritten, wollte auch der Bachant, der den Sorbet kredenzt hatte, ihnen folgen, aber ein donnerndes Halt!

von Seiten Bartholomäo's scheuchte ihn wieder an seinen Platz.

„Gehe, Galvano, und schließe die Thüren!" sagte der Prinz, und der Ritter vollzog den Befehl. Wüthend fuhr Antonio auf.

„Was soll das? Was bedeuten diese Umstände?" fragte er heftig.

„Eine überflüssige Vorsicht vielleicht, vielleicht aber auch die Entdeckung eines Verbrechens!" sprach Bartholomäo, indem er feindselige Blicke auf den Bruder richtete. — „Nimm Deine Larve ab!" setzte er zu jenem Bachanten gewendet, hinzu.

„Durchaus nicht!" fiel Antonio heftig ein. „Dieser Mann ist mein Diener und nicht ohne meinen Befehl —"

Antonio hatte noch nicht vollendet, als Galvano, auf einen Wink seines Herrn, auf den Bachanten zusprang und ihm die Larve abriß; die Züge Leoni's kamen zum Vorschein. — —

„Ha, meine Ahnung!" rief Bartholomäo in diesem Augenblicke, indem er furchtbare Blicke bald auf Antonio, bald auf dessen Günstling schoß, doch suchte er nach und nach seinen Zorn zu bemeistern.

– „Ritter Leone Leoni,“ sagte er mit erzwungener Ruhe, „Ihr werdet es natürlich finden, wenn es mir auffällt, einen Mann Eures Standes als Dienenden am Schenktische zu finden; darf ich Euch fragen was Euch dazu veranlaßte?“

„Ein Scherz — nichts als ein Scherz, den ich mir mit einigen Freunden erlauben wollte,“ erwiederte der Ritter nicht ohne Verwirrung.

„Scherze dieser Art haben oft ihren Erfinder in Verlegenheit gebracht;“ sagte der Prinz im vorigen Tone. „Es ist manchmal der Fall gewesen daß man bittern Ernst hinter ihnen vermuthete. Um zu beweisen, daß Euer Vorhaben wirklich scherzhafter Art gewesen, ersuche und befehle ich Euch nöthigenfalls, diesen Becher, der für die Dame bestimmt war, zu leeren.“

Der Ritter ergriff in höchster Verwirrung den Becher, aber in dem Moment wo er ihn an die Lippen gebracht hatte, setzte er ihn schaudernd wieder weg.

„Es ist süßer Sorbet!“ sagte er stammelnd. „Ich trinke keine Sorbetti; sie sind mir von Natur zuwider.“

„Wirklich?“ rief Bartholomäo grimmig lachend. „Seyd Ihr nicht im Stande, das Getränk, das Ihr bereitet habt, über Eure Lippen zu bringen? — Antonio,“ setzte er noch hinzu, „gestattet, daß ich diesen Becher sammt seinem Inhalt einstweilen einem Dritten in Eurer Gegenwart übergebe; ich ersuche Euch überdies den Ritter Leone Leoni verhaften zu lassen.“

„Ich glaube,“ sagte Antonio, indem er den Schein der Ruhe anzunehmen suchte, „daß es so unnütz als unklug seyn würde, von einer Sache, welche sich als auf nichts gegründet erweisen wird, nur das mindeste Aufheben zu machen. Daß mein Diener sich in dieser Verkleidung am Schenktische befand, geschah auf meinen Befehl, und ich denke es giebt Niemanden, dem ich darüber Rechnung abzulegen hätte. Indem ich diese Erklärung abgebe, sollte, meine ich, der in Rede stehende Gegenstand abgethan seyn, um Euch aber in jeder Hinsicht zufrieden zu stellen, bin ich entschlossen den Becher selbst zu leeren.“

Mit den letzten Worten griff Antonio nach dem

Trinkgeschirr und erfaßte es, aber Leoni zischelte ihm in sichtbarer Angst in's Ohr:

„Um Gotteswillen, gnädiger Herr, bedenkt den Inhalt! Denkt auch daran, daß ein Philtrum, das an den Unrechten kommt, Wahnsinn herbeizuführen im Stande ist."

Bartholomäo warf einen scharfen Blick auf den Bruder, dann griff er nach dem Becher, welchen dieser zaudernd in der Hand hielt.

„Erlaubt!" sagte er. „Es giebt noch andere Mittel, uns zu überzeugen von welchem Gehalt jener Trank sey."

Schnell sagte der Prinz dem Ritter Galvano einige leise Worte in's Ohr, dieser verließ das Zimmer und erschien nach einigen Secunden wieder, in Begleitung eines großen Hundes, den er am Halsbande führte. Galvano öffnete nun dem Thiere den Rachen, und flößte ihm, so sehr es auch widerstrebte, das Getränk in den Schlund.

„Wohlan!" sprach Herzog Antonio mit spöttischem Lachen. „Jetzt wird es sich ja ergeben, daß da, wo es zu einer Tragödie angelegt seyn sollte, eine Karnevalsposse zum Grunde liegt. — Bei Gott!

Einen Maskenscherz wie diesen habe ich nicht erwartet, und ich gestehe daß er mir fast noch drolliger vorkommt, als der Festtanz der Gesandtschaft von Samarkand.“

„Entschuldigt, gnädiger Herr!“ fiel Leone Leoni, dem eine Centnerlast von der Brust genommen schien, in dem Tone gekränkter Unschuld ein. „Trägt zwar der Vorfall an sich den Stempel des Lächerlichen und fällt der Schein des letztern auch nicht auf mich, so bin ich es doch, der auf eine unerhörte Art durch einen unwürdigen Verdacht gekränkt wurde. Sollte meine Ehre nicht auf eine eben so entschiedene Weise wieder hergestellt werden, so würde ich mich öffentlich klagend vor Euren Stuhl stellen —“

„Oder,“ fiel Galvano von Fogliano ein, „in den Schranken mit Schwert und Lanze einfinden müssen, um dort den, der Euch zuerst verdächtigte, zur Rechenschaft zu ziehen. Kann es Euch inzwischen zufrieden stellen, so seyd versichert daß Ihr ihn nicht umsonst erwarten sollt.“

Leoni warf einen wüthenden Blick auf den Sprechenden, er wollte etwas erwiedern, aber Antonio nahm das Wort.

„Ich ersuche Euch, Ritter," sagte er zornig zu Galvano, „Eure Zunge im Zaum zu halten, wenn es sich um ein Gespräch zwischen mir und meinem Waffenträger handelt; übrigens könnt Ihr versichert seyn, daß die Kühnheit — ich möchte sie Frechheit nennen, wenn Ihr nach eigenem Antrieb gehandelt — womit Ihr einen in meinen Dienste Stehenden beschuldigt, ja indem Ihr ihm die Larve vom Gesicht risset, Euch persönlich an ihm vergriffen habt, nicht unbestraft bleiben soll."

„Hat Jemand," fiel Bartholomäo in ungewissem Tone ein, „einen ungegründeten Verdacht gehegt und sich dabei eine Verletzung der Euch zukommenden Achtung zu Schulden kommen lassen, so müßte Euer Zorn auf mich fallen, denn ich befahl dem Ritter, die Dame nicht aus den Augen zu lassen und über ihre Sicherheit zu wachen."

„Und welche Gründe veranlaßten Euch zu diesem Befehle?" fragte Antonio scharf.

„Ich werde Euch über dieselben morgen Rede stehen;" entgegnete Bartholomäo zögernd.

„Es thut mir leid Euch ersuchen zu müssen, mir solche augenblicklich und in Beiseyn Derer,

welche bei dem, meinem Hause zugefügten Schimpfe gegenwärtig waren, anzugeben!" rief Antonio heftig. „Oeffentlich ward ich beleidigt und öffentlich verlange ich Genugthuung für mich und meinen Diener."

„Nun wohl!" erwiederte Bartholomäo etwas beschämt. „Habe ich Unrecht gethan, so will ich mich keineswegs dem Eingeständnisse desselben entziehen. Ich hatte keinen bestimmten Grund für die Sicherheit dieser Dame etwas fürchten zu müssen; die Besorgniß wurde nur durch eine trübe Ahnung, durch eine Selbsttäuschung hervorgerufen und endlich durch den seltsamen Umstand, den Ritter in einer Verkleidung am Schenktisch beschäftigt zu finden, noch mehr erhöht. Entschuldigt deshalb — "

Plötzlich hielt Bartholomäo im Sprechen inne, sein Blick fiel auf den Hund, der sich, wie dies jene Thiere oft zu thun pflegen, wenn sie sich niederlegen wollen, mehrmals im Kreise herumgedreht hatte, und jetzt unter heftigen Zuckungen plötzlich zu Boden stürzte.

„Ha, was ist das?" schrie Bartholomäo wie außer sich, indem er auf das Thier zeigte, welches

sich kläglich winselnd mehrmals aufzuraffen suchte, aber sogleich wieder niederstürzte.

„Heilige Mutter Gottes!“ rief Lucretia jammernd, indem sie die gefaltenen Hände vor das Gesicht drückte und gleich darauf ohnmächtig niedersank.

„Sie stirbt!“ rief Bartholomäo wie außer sich, indem er das Mädchen um den Leib faßte und sie nach einem Sessel trug.

„Ist denn die ganze Hölle losgelassen!“ schrie Antonio entsetzt. „Welch' unglückseliger Zufall! Welch' abscheuliches Zusammentreffen der Umstände!“

Lucretia war indeß nicht todt. Eine starke Ohnmacht hielt sie mehrere Minuten lang in ihren Banden; nach und nach erholte sie sich wieder. Bartholomäo hatte bis dahin das Mädchen in seinen Armen gehalten, jetzt raffte er sich empor und trat mit funkelnden Augen auf Antonio zu. Letzterer wollte sprechen. —

„Ich bitte Euch, gönnt mir Rede!“ sagte Bartholomäo mit vor Zorn bebender Stimme. „Der Gräuel, der hier vollführt werden sollte, schreiet laut um Rache, und ich werde sein Rächer seyn.

Jetzt, Antonio, fordere ich Euch auf, zu erklären: ob der Mordversuch auf Euren Befehl unternommen wurde.“

„So möge mich Gott verdammen, wenn mir der Gedanke der Dame schaden zu wollen, je in den Sinn gekommen!“ rief Antonio! „Eher würde ich selbst den Giftbecher —“

„Also Du, elender Giftmischer?“ rief Bartholomäo, indem er den Ritter Leoni bei der Brust faßte.

„Fürst, ich versichere Euch bei Gott und Ritterehre“ — hob Leoni an. Bartholomäo ließ ihn nicht zu Worte kommen.

„Schweig, Ungeheuer!“ schrie er und schlug ihn mit der Faust in's Gesicht.

„Ha!“ rief Leoni zitternd vor Wuth und indem er einen Schritt zurücksprang. „Ihr erlaubt Euch, mich zu schlagen? Dies fordert Blut!“

„Ganz recht!“ rief Bartholomäo wie außer sich. „Blut ist es, das ich haben will! Dein Blut, nichtswürdiger Vergifter! — Fürst Antonio!“ setzte er mit stockender Stimme hinzu, denn die arbeitende Brust erlaubte ihm kaum, sich verständlich zu machen.

„Daß das Getränk, welches der Dame durch Euren Diener gereicht wurde, vergiftet war, könnt Ihr nicht läugnen, eben so wenig werdet Ihr in Abrede stellen, daß dieser Mensch in einer seinem Stande unwürdigen Verkleidung am Schenktische gefunden wurde, er hatte folglich den Vorsatz sie durch Gift zu morden; wer und was ihn dazu bewogen, möge auf ewig unerörtert bleiben, falls Ihr mir, worauf ich durchaus bestehe, binnen vierundzwanzig Stunden seinen Kopf zusendet. Thut Ihr dies nicht, so versammele ich nach dieser Zeit den Adel und die Notabeln Verona's, und klage Euch jenes Verbrechens an; daß dies aber geschieht, darauf verpfände ich meine Ehre." —

„Bartholomäo! Bruder! Bist Du rasend?" rief Antonio, als dieser ihm mit den letzten Worten den Rücken wandte, Lucretien den Arm bot und von Galvano begleitet der Thüre zuschritt. Rasch kehrte sich Jener um.

„Ich bitte Euch, Antonio, nennt nicht diesen Namen! Nennt ihn fürder nicht, wenn von uns Beiden die Rede ist! In dem Hause der Scala ist der Brudername nur die Losung zum Morde!" rief

er mit heiserer Stimme, die fast wie die eines Wahnwitzigen klang. — In zwei Sekunden hatte er die Schwelle des Zimmers überschritten. —

„Leoni!“ rief der Herzog, indem er die Hände über dem Haupte zusammenschlug. „Leoni! Elender! Was hast Du gethan?“ —

„Nichts!“ rief der Ritter, mit dem unverkennbaren Tone der Wahrheit, indem er die Hand auf die Brust legte. „Nichts, als das, was Ihr wußtet und genehmigtet. Was drüber ist, ist ein Satansstreich der „Alten von Sabioncello,“ welche sogleich verhaftet und auf die Folter gebracht werden muß.“

„An welchem Abgrunde stehe ich! Er wird sein Wort halten und ich bin verloren;“ sprach Antonio dumpf vor sich hin.

„Der Abgrund, an dem Ihr stehet, ist nicht tief; zwei Leichname füllen ihn aus;“ erwiederte Leoni kalt; „morgen früh das Uebrige. — Gefällt es Euch, so gehen wir zu den Tanzenden; man wird Euch vermissen.“

Es war am Abende des folgenden Tages, als Antonio in dem Zimmer, in welchem Can Signorio

einst verschieden war, heftig auf- und abging. Die Einrichtung des Gemaches war noch ganz wie zu jener Zeit; das damastene Himmelbett stand noch an dem alten Platze, die Meubles waren die nämlichen, nur war die Thüre, die nach dem Foltergemach führte, vermauert, dagegen die des Ganges, durch welchen man in das einsame Zimmer Mastin's des Ersten gelangte, weit geöffnet. Der Fürst schien Jemand zu erwarten, indem er von Zeit zu Zeit horchend stillstand. Endlich erschollen rasche Fußtritte, die Thüre öffnete sich, Leoni trat ein.

„Was bringst Du für Nachrichten? Ich bitte Dich, sage gute, denn ich stehe wie auf Dornen!" rief ihm Antonio entgegen.

„Ich bringe die allerschlimmsten!" erwiederte der Ritter düster. „Bei alle dem würde ich sie gut nennen, wenn sie Euch zu raschem kräftigen Handeln bewögen."

„Hast Du die Alte? — Was sagte sie? — Hast Du Anstalten getroffen sie hier in das abgelegene Gemach zu bringen?" fragte der Herzog hastig.

„So wißt Ihr noch nicht — aber nein, mir selbst blieb es ja unbekannt;" entgegnete Jener.

„Gestern Nacht, ehe noch der Ball zu Ende war, ging ihre Hütte in Flammen auf. Sie selbst ist verschwunden. Jedenfalls hat sie das Nest angezündet, um jede Spur ihres Treibens zu verwischen, vielleicht auch um die Villa Nogarola's in Brand zu stecken.“

„Verdammt!“ rief der Herzog. „Hätte man das Weib auf die Folter gebracht, so hätte man wenigstens das Geständniß erlangt, daß sie den Trank absichtlich vergiftete; über Deine Erscheinung am Schenktische hätte sich dann schon ein passendes Mährlein ersinnen lassen, wenn das Weib nur jene Aussage vor uns ergebenen Zeugen gethan und damit in die andere Welt hinüber gegangen wäre.“

Leoni hörte die Worte des Fürsten mit einem kalten, fast verächtlich zu nennenden Lächeln an.

„Um den Kampf, der begonnen hat, kräftig zu beendigen, helfen nicht halbe Maßregeln!“ sagte er fest. „Ihr oder Bartholomäo, dies ist jetzt die Losung! — Glaubt nicht Euren Bruder besänftigen zu können, selbst mein Kopf, wolltet Ihr ihm solchen zum Opfer bringen, würde Euch nicht Frieden, vielleicht nicht einmal Waffenstillstand ver=

schaffen. Auch bin ich" — dies sagte er mit höhnischem Lächeln — „eben nicht der Mann, der sich, wie der zur Sühne dargebrachte Widder, alle Sünde zwischen die Hörner packen, und dann das Messer durch die Kehle stoßen ließe, blos damit der Mann, der mich tödtlich beleidigte, sich beruhigen möchte; meine Papiere befinden sich in Freundes Hand."

„Leoni, wie kannst Du glauben —"

„Ich glaube nicht, daß Ihr mich opfern wollt, aber ich bin gewohnt die Klauen zu zeigen, wo Andere sie einziehen, und bin immer gut dabei gefahren;" unterbrach ihn der Ritter mit Eiseskälte. — „Doch genug! Es ist jetzt nicht von meiner Sicherheit, sondern von der Euren die Rede. Fürst Bartholomäo hat die Häupter des gesammten Adels, so wie die Podesta's der Städte auf morgen früh zu einer großen Versammlung in dem Hause Bevilaqua's eingeladen, indem er — so lautet ausdrücklich seine Botschaft — ihnen eine wichtige Eröffnung zu machen habe. Welcher Art diese Eröffnung seyn wird, brauche ich Euch wohl nicht zu sagen."

„Ich bin verloren!" rief Antonio wie ver-

nichtet, indem er die Hände vor der Brust zusammenschlug.

„Ihr seyd der Sieger, und der alleinige Herrscher Verona's, wenn Ihr mich gewähren lasset!" rief Leoni, indem er den Fürsten bei der Hand faßte.

„Sprich, was willst Du thun?" fragte Antonio geängstet.

„Gebt mir Gewalt über Bartholomäo und überlaßt mir das Weitere!" sprach Leoni fest und mit zusammengezogenen Augenbraunen.

„Wie? Du willst ihn doch nicht ermorden?" fragte der Herzog, ohne den Ritter anzusehen.

„Ihm soll nur das widerfahren, was er Euch und mir zudenkt!" antwortete Jener.

„Nein! — Nein!" rief der Herzog in tödtlicher Angst. „Ich hasse ihn zwar, aber wir liebten uns einst; noch giebt es vielleicht ein Mittel ihn zu besänftigen."

„Es giebt keins!" erwiederte Jener. „Entweder Bartholomäo oder Ihr! Einer nur kann künftig Verona's Herzog seyn. Zaudert Ihr noch vier und zwanzig Stunden, so seyd Ihr abgesetzt,

des Mordes eines Weibes angeklagt, und in Fesseln; mein Kopf aber steckt dann auf einem Pfahle, und wird auf jener Brücke aufgepflanzt."

„Dahin wird es nicht kommen!" erwiederte Antonio, aber seine Stimme paßte nicht zu den tröstenden Worten. „Bartholomão kann mir nichts beweisen, Du entfliehst."

„Nicht von der Stelle!" sagte Leoni fest. „Er hat mich geschlagen, und ich sollte fliehen? — Ich habe Manches gelernt," setzte er mit einem furchtbaren Lächeln hinzu, „Manches, von dem ich wünschte daß ich es wieder vergessen könnte, aber eine Beleidigung — nein, einen tödtlichen Schimpf — der nur mit Blut abgewaschen werden kann, zu verzeihen, dies hat mir nie gelingen wollen."

Während der Ritter sprach, entstand außerhalb des Schlosses ein lautes Geschrei. Beide traten an das Fenster, um zu sehen was es gäbe.

„Bartholomão!" sagte der Herzog bitter. „Er reitet über die Brücke, das Volk drängt sich mit Jubelgeschrei zu ihm. — Ha, der Falsche! wie freundlich er ist. — Dort wirft er einem Armen ein Geldstück zu. — Wie? Auch die deutsche Leib-

wache? — Sieh' nur, Leone, wie die deutschen Büffel die Hellebarden schwenken! Wie gnädig er dankt! Er scheint zu glauben, daß er schon der alleinige Herrscher sey."

„Er ist es, ehe die Sonne zum zweitenmal untergeht!" sagte der Ritter kalt.

„Nein, bei'm Teufel, nein!" rief Antonio heftig.

„Ihr werdet es nicht hindern, Fürst!" entgegnete Jener mit Festigkeit. — „Noch einmal; um Eurer selbst willen bitte ich Euch: gebt mir Gewalt."

„Wohlan, so thue, was nicht zu ändern ist!" sprach Antonio mit abgewandtem Gesicht.

„Ihr versprechet mich zu schützen?" sagte Leoni dumpf.

„Ich schütze Dich!" erwiederte Jener kaum hörbar.

„Auch wenn ich zum Aeußersten greifen müßte?" fragte der Ritter.

„Auch dann! — Aber, Gott im Himmel, was geht dort vor? — Dieser Lärm — und täuschte ich mich nicht, so sah ich die Gestalt Can Signorio's in jenes Gemach schreiten!"

In demselben Augenblicke, als Antonio seine Zustimmung zu den Plänen des Ritters gab, hatte

sich furchtbares Geprassel in dem „einsamen Zimmer“ Mastin's des ersten erhoben. Es war als ob das Haus in seinen Grundvesten erbebe, der ganze Palast schien einzustürzen. Mit gezogenem Schwerte eilte Leoni in den Gang, der nach jenem Gemache führte; in wenig Sekunden kehrte er zurück.

„Es war nichts!“ sagte er ruhig, den Degen in die Scheide stoßend. „Die Decke des alten Zimmers ist herabgestürzt.“

„Aber die Gestalt —“ sagte stockend der Herzog, indem seine Knie bebten. „Ich glaubte, sie so deutlich zu sehen.“

„Täuschung der Sinne;“ erwiederte der Ritter. „Es ist Niemand in dem Gemache. — Aber erlaubt jetzt daß ich gehe; es ist Zeit meine Anstalten zu treffen.“

Mit den letzten Worten verließ Leoni schnell das Zimmer.

„War das Dein Zeichen, Mastino, oder Deines, unglücklicher Vater noch unglücklicherer Söhne?“ rief Antonio schaudernd, und folgte dem Abgehenden mit schwankenden Schritten nach. — — —

Die Sonne war am folgenden Morgen noch

nicht hinter dem Monte Baldo aufgestiegen, dennoch war in der ganzen Stadt Verona ein sehr reges Treiben zu bemerken. Auf der Piazza Erbe, der Piazza Bra, in der Strada Bursari, am meisten aber in der Nähe des Palastes, wogte eine große Volksmenge. Reisige zu Pferde sprengten einzeln durch die Straßen, sie schienen große Eile zu haben, denn sie winkten nur mit der Hand, wenn ein Bekannter auf sie zukam, und von ihnen zu erfahren trachtete was vorgehe. Auch Pasquale aus Veronetta und sein Gevatter Gioachimo, die wir bereits zu Anfang der Erzählung kennen lernten, befanden sich auf dem Platze vor dem Schlosse und erschöpften sich, in Ermangelung sicherer Nachrichten, in Muthmaßungen, die sie einander mittheilten.

„Corpo di Baccho!“ rief Gioachimo ungeduldig. „Ich bin neugierig um aus der Haut zu fahren. Ich habe sonst Bekannte im Schlosse, mehr wie Teufel in der Hölle sind, aber heute läßt sich keiner blicken. Sähe ich nur einen Rockschoß von meinem Freunde Christoforo, dem Thürsteher, so wüßte ich gleich wie die Glocken hingen; denn der hält nichts vor mir geheim.“

„Oder vielmehr vor Deiner Frau!“ fiel Pasquale spöttisch lachend ein. „Daß Du aber trotz Deiner Hofverbindungen nicht weißt, was heute Nacht im Schlosse vorgegangen, daran ist blos Schuld, daß Du bereits gestern Abend von Desenzano vom Jahrmarkt zurückgekommen. Wärest Du heute früh erst zurückgekehrt, so wüßtest Du es, denn dann hättest Du wahrscheinlich Signor Christoforo bei Deiner Nazarena angetroffen, und der hätte Dir über Alles gefällige Auskunft gegeben.“

„Ich weiß nicht, was Du immer über meine Frau und den Christoforo zu spötteln hast! Dummer Spaß das! Ich könnte ihn übel nehmen, wenn ich nicht ein besonnener Mann wäre;“ versetzte der Mützenmacher. — „Aber sieh, dort kommt ein Rottmeister von des Herzogs Trabanten, ein dummer Deutscher, den man ausfragen kann und den ich kenne, da ich ihm einmal sein Barett umgestutzt. — Ei siehe da, Signor Federigo, oder Carlo, oder vielmehr Ingelramo, wenn ich mich recht erinnere! Seyd Ihr auch schon auf dem Platze? Ja, die Herren Deutschen müssen immer zuerst dran wenn etwas los ist, und etwas von Bedeutung scheint

heute los zu seyn. Nicht wahr, ich hab's errathen? Eine Verschwörung vielleicht; he? 's ist lange keine gewesen. Oder wollen Ihre Fürstliche Gnaden etwa ein Dutzend Edelleute hinrichten lassen, oder zwei Dutzend zum Tempel hinausfegen? Nun, immer zu! In Verona ist kein Mangel an ihnen; es bleiben immer noch welche übrig. — Oder ist vielleicht —"

Der Rottmeister war indeß stehen geblieben und hatte seinen Bekannten mit halb finstrem halb verächtlichem Blick vom Kopf bis zu den Füßen gemustert.

„Ihr wollt wissen was sich zugetragen hat, und die Neugierde will Euch das Herz abdrücken, Meister Mützenmacher?" sagte er mürrisch. „Geduldet Euch ein kleines Weilchen; Ihr werdet es bald genug erfahren. So viel seyd indeß versichert, daß, wenn ich das Unglück, welches passirt ist, dadurch ungeschehen machen könnte, daß ich zwanzig Kerle, wie Ihr einer seyd, in die Etsch würfe, ich es mit Freuden thun wollte."

Man hätte glauben sollen, daß die grobe Rede des Rottmeisters, der mit den letzten Worten davon

ging, auf den Mützenmacher einen etwas unangenehmen Eindruck machen konnte, aber weit gefehlt. Mit der größten Freundlichkeit wendete er sich an seinen Gevatter.

„Hab' ich's nicht gesagt, ich würde von dem deutschen Schafskopf etwas herausbringen?" sprach er mit triumphirendem Lächeln. „Ein Unglück ist passirt," sagte der asino ferino tedesco! Sendet uns St. Zeno noch einen zweiten von den Lümmeln her, so erfahren wir auch, welches Unglück? — Aber siehe da! Kommt dort nicht Christoforo? — Nun ist's gut! Nun wissen wir Alles!" —

Ein junger, straffer Deutscher, der die Farben des Herzogs trug, trat heran und bot traulich Gioachimo die Hand.

„Ei, schon so früh auf den Beinen?" rief er. „Und doch seyd Ihr erst gestern von Desenzano gekommen; wenigstens erwartete Euch Eure Frau. Meister Gioachimo, ich sage Euch, Ihr wißt nicht, was Ihr an Eurer Nazarena für einen Schatz besitzt. Immer denkt und spricht sie nur von Euch, wenn Ihr abwesend seyd. So zum Beispiel gestern. Sie war ganz verdrüßlich wegen Eurer Rückkehr —

daß Ihr nämlich so spät erst wiederkehren könntet — und ich mußte sie, bloß damit sie sich etwas aufheiterte und zerstreute, fast mit Gewalt in das kleine niedliche Wirthshaus draußen auf dem Campo grande, wo so viele von unsern Landsleuten hinkommen, in die „deutsche Pudelmütze" zum Tanze führen."

Meister Gioachimo sah seinen Gevatter Pasquale, wegen der traulichen Art, mit der ihm der herzogliche Leibthürsteher, einer der so gefürchteten Deutschen, behandelte, einige Momente mit stolzen Blikken an, dann sagte er:

„Gern genehmige ich, daß meine tugendhafte Gattin sich in meiner Abwesenheit mit einem alten Freunde ein anständiges Vergnügen macht, und ich bitte, werther Christoforo, Euch deshalb gar nicht zu geniren; indeß wollte ich jetzt eine dringende Frage an Euch richten. Sagt mir, alter Freund, welches Unglück ist im Schlosse passirt, denn daß eins vorgefallen, hat mir der würdige Rottmeister Ingelramo bereits aufs verbindlichste mitgetheilt."

„So wißt Ihr es noch nicht!" sprach Christoforo. „Nun so hört und staunt! — Heute nach

Mitternacht fanden die Schaarwächter den Fürsten Bartholomäo und seinen ehemaligen Günstling, Galvano de Fogliano, getödtet vor der Thüre des Nobile Nogarola. Beiden steckten die Schwerter in der Brust. Man munkelt — und ein guter Freund sagte mir, er habe es gehört wie der Ritter Leone Leoni es einigen Herren von Adel mitgetheilt — die Tochter des Nogarola habe schon lange eine Liebschaft mit dem Prinzen gehabt, indeß sey Galvano neuerdings ihm in's Gehege gekommen, und der Begünstigtere gewesen. Fürst Bartholomäo, der bereits längere Zeit dergleichen gemuthmaßt, habe sich überzeugen wollen. Vorige Nacht habe er ihm aufgelauert, und als er den Ritter aus dem Fenster steigen sehen, habe er ihn mit dem Degen in der Faust angefallen. Nach kurzem Gefecht seyen Beide geblieben." —

„'s ist erstaunlich! — 's ist betrübt! — 's ist erschrecklich!" rief der Mützenmacher, obwohl seine Miene nicht eine Spur von Schreck oder Betrübniß zeigte. „Was habe ich vor wenigen Wochen auf diesem Platze geäußert, Gevatter Pasquale? — Ich sagte: ein Fluch ruht auf dem Hause der

Scala; und so ist es. Entweder sie werden umgebracht, oder sie bringen sich einander selber um. Wer weiß, wie es mit dem Tode des Bartholomäo — der mir immer noch der liebste von ihnen war, denn er hatte ein ächt fürstliches Ansehn, wozu das neue Baret, das ich ihm verfertigte, nicht das wenigste beitrug — für eine Bewandniß haben mag. Die Brüder sollen in der letzten Zeit nicht sehr mit einander gestimmt haben." —

„Gioachimo!" rief Pasquale ganz erschrocken. „Mützenmacher! Gevatter! Was lässest Du für erschreckliche Redensarten hören!"

„Was ist da weiter?" entgegnete der Vorige keck. „Es ist das altlombardische, oder vielmehr das Römerblut, welches mich zu einer kühnen Sprache treibt. Ich kann meiner Zunge nicht Fesseln anlegen. Hätten unsere Vorfahren nicht frei gesprochen, würden sie die Cimbern nicht besiegt haben, wir wären von ihnen geknechtet worden, hätten ihre Sitten und Gewohnheiten annehmen müssen, und äßen vielleicht Mehlklöße wie die Deutschen — nichts für ungut, Signor Christoforo, ich wollte Euch nicht beleidigen — während jetzt unsere Sa-

lami durch die ganze Welt gehen und so zu sagen das Fundament der Säule unsers Ruhms ausmachen. — Aber was Henker ist denn dort wieder los? Die ganze Signoria, mit Bevilaqua und Pellegrini an der Spitze. Sie begeben sich nach dem Schlosse. — Aha, ich merke es! Es wird eine feierliche Kondolationsaudienz seyn, die sie sich erbeten haben. Nun der Herzog Antonio wird sich wohl über das Unglück, Alleinherrscher zu seyn, beruhigen lassen."

„Gevatter Mützenmacher, Du sprichst ja wie ein ausgemachter Rebeller!" sagte ängstlich Pasquale, indem er heimlich auf den Deutschen deutete. „Wüßte ich nicht, daß Du ein frommer und geduldiger Mann wärest, ich dächte der Satan redete aus Dir heraus."

„Warum sollte unter Freunden ein freies Wort nicht vergönnt seyn?" antwortete Jener mit der früheren Kühnheit. „Bist Du nicht mein Freund, und Signor Christoforo, ist er nicht mein Intimus, den ich so zu sagen als meinen nächsten Verwandten zu betrachten gewohnt bin?"

„Sapperment, das könnt Ihr auch!" fiel der Deutsche ihm die Hand schüttelnd ein. „Sprecht

was Ihr wollt, es geht mir zu einem Ohre hinein, zum andern hinaus. Mit uns bleibt's beim Alten. Ihr wißt, daß ich große Stücke auf Euch halte — Eure rechtschaffene Nazarena mit eingeschlossen — und daß ich Euch vorkommenden Falles auf alle Weise vertrete. — Aber genug des Geplauders! Ich muß fort an meinen Posten."

„'s sind doch brave Kerle, die Deutschen! Wem sie einmal geneigt sind, für den ließen sie sich todtschlagen;" sprach Gioachimo, als sich der Freund entfernt hatte, mit vergnügtem Tone. — „Nun lebt wohl, Gevatter! Gewiß erwarten mich Kunden in meinem Laden, und denen muß ich doch mittheilen, auf welche Weise Fürst Bartholomäo umgekommen ist." — —

Während aber Gioachimo mit eiligen Schritten seinem Mützenladen zueilte, und Pasquale sich noch etwas im dolce far niente einübte, trat der Adel Verona's, an Zahl über hundert Personen stark, in den Audienzsaal des Herzogs. Alle waren in tiefer Trauer. Auch der Herzog war in Schwarz gekleidet und sah blaß und niedergeschlagen aus.

Außer dem Ritter Leoni befand sich Niemand zur Seite des Fürsten.

„Ihr habt um eine Audienz angehalten, Signori,“ hob Antonio mit schwankender und schwacher Stimme an, „und gewiß wird der Adel Verona's es als einen Beweis meiner Gnade ansehen, daß ich es über mich zu gewinnen getrachtet, in einem Augenblicke, wo ich noch ganz niedergebeugt bin von dem traurigen Ereignisse der letzten Nacht, ihm diese Gunst zu gewähren. Sonder Zweifel erscheint Ihr, um mir Eure Trauer und Euer Beileid kund zu thun?“

So wie der Fürst diese Worte gesprochen, trat Bevilaqua vor.

„Ja, gnädiger Herr,“ sagte er, den strengen Blick des Auges starr auf den Herzog gerichtet, „Verona's Adel erscheint, um seinem Herrscher sein inniges Beileid über den Tod eines Bruders, und von dem Volke vielgeliebten Regenten zu bezeigen, nachdem er aber diese traurige Pflicht erfüllt, fühlt er sich verpflichtet, ihn zur Rache und Bestrafung des an dem Fürsten Bartholomäo begangenen Verbrechens aufzurufen.“

„Eines Verbrechens? — Ich verstehe Euch nicht;“ sagte Antonio, aber seine Wange überzog tödtliche Blässe.

„Fürst Bartholomäo und der Ritter Galvano sind nicht im Zweikampf gefallen, sie sind ermordet worden, dies ist die Meinung der ganzen Stadt, und auch die unsere!“ sagte Bevilaqua kurz und fest.

„Ich bedaure, wenn ich Euch widersprechen muß;“ entgegnete Antonio achselzuckend, doch mit mehrerer Fassung wie vorher. „Mein Bruder hatte, wie Euch wohl auch bekannt worden — seit längerer Zeit eine Neigung zu der Tochter des Nobile Nogarola gefaßt; die Dame schien sie nicht zu erwiedern, da sie mit dem Ritter Galvano in Liebesverhältnissen stand. Letzterer hatte dies seinem Herrn verheimlicht; unvorsichtige Zwischenträger hatten diesen aber unterrichtet, er wollte sich von der Falschheit seines Günstlings überzeugen und paßte ihm heimlich auf; so ereignete sich der ewig beklagenswerthe Zufall.“

„Es thut mir leid“ fiel, als der Herzog geendet hatte, Bevilaqua ein, „Allem, was Eure Hoheit so

eben geäußert, als gänzlich ungegründet widersprechen zu müssen."

„Ha, was sagt Ihr? Was untersteht Ihr Euch?" fuhr der Herzog auf.

„Nichts weiter, als was bald bis jenseits der Gränzen des Herzogthums wiederholt werden wird!" sprach Bevilaqua kalt. — „Für jetzt verlangt Verona's Adel strenge Untersuchung der Umstände des Todes Eures Bruders und des Ritters Galvano de Fogliano."

„Gegen wen soll die Untersuchung gerichtet werden? Die Leichname wurden von der Schaarwache gefunden, bei der That war Niemand zugegen!" sprach Antonio mit anscheinendem Gleichmuth.

„Gegen diesen Mann!" sagte Bevilaqua auf Leoni zeigend. „Nobile Malaspina, tretet vor! — Was sahet Ihr, als Ihr vorige Nacht in der Nähe des Palastes vorbeigienget."

„Ich ging mit meinen Brüdern aus einer muntern Abendgesellschaft nach Hause;" sprach ein junger Mann von stattlichem Ansehen. „Es war Mondschein, wir standen gerade am Schatten eines

Pfeilers an der Wasserseite des Schlosses, als sich die kleine Eckthüre gegen Osten öffnete. Vier Männer trugen je zwei und zwei eine in dunkle Tücher geschlagene Last, ein fünfter schritt hinterher. Als er etwa zwanzig Schritt vor uns vorüberkam, sah ich etwas unter seinem Mantel sich hervorringeln. Es war eine Schärpe, die ich aufhob — hier ist sie — sie trägt die Farben des Ritters Leoni, den ich überdies der Gestalt nach, obwohl er so wie die Andern verlarvt war, fast augenblicklich erkannt."

Ein feines Mährlein, fürwahr!" sprach Leoni ruhig lächelnd. „Glücklicherweise weiß ganz Verona, daß Ihr mein Feind seyd, und Sr. Hoheit könnte, wenn es nöthig wäre, bezeugen, daß ich mich gerade zu jener Zeit um seine Person befand."

Eben hatte Leoni seine Rede hohnlächelnd geendet, als eine Bewegung in der Versammlung des Adels entstand. Ein Greis in ritterlicher Kleidung, dessen silberweißes Haar auf die Schultern herabfloß, und sich auf der Brust mit dem langen Barte vereinigte, drängte sich vor, so gut es ihm die Krücken, an denen er ging, erlaubten.

„Du läugnest, Elender?" rief er mit hohler Gra=

besstimme, indem er den dürren Arm gegen ihn ausstreckte. „Wohl! so fordere ich Dich auf zum Gottesgericht, und klage Dich an des Mordes des Fürsten Bartholomäo, des Ritters Galvano de Fogliano, und des Vergiftungsversuchs meiner Tochter Lucretia, der rechtmäßigen Gemahlin des ermordeten Fürsten. Könnte ich in den Schranken streiten, so würde ich Dir mit Schwert und Dolch beweisen, daß Du ein nichtswürdiger Verbrecher seyest, da ich dies aber nicht im Stande bin, so will ich mit Dir zugleich ergreifen den glühenden Eisenbarren, oder mit Dir wandeln bloßen Fußes auf glühendem Pflugschaar, und Gott mag zwischen uns entscheiden."

„Wer ist dieser Mann?" fragte Antonio betroffen, indem er auf den Alten blickte. „Er muß wahnsinnig seyn, da er von einer Gemahlin meines Bruders redet."

„Keineswegs!" entgegnete Bevilaqua. „Es ist der Nobile Nogarola, und seine Tochter ist die rechtmäßige Wittib des Fürsten Bartholomäo. Als sich Euer Bruder in Florenz, wo Nogarola in Verbannung lebte, aufhielt, lernte er sie kennen und ver-

mählte sich heimlich mit ihr. Er würde sie nach dem Tode Can Signorio's sogleich öffentlich als seine Gemahlin anerkannt haben, aber das Testament des Vaters, welches ihm jede nicht ebenbürtige Heirath untersagte, schien ihm ein Hinderniß. Fest entschlossen, sobald Euch aus Eurer Ehe ein Thronerbe geboren würde, die seinige öffentlich zu erklären, und wenn Ihr sie nicht billigen solltet, sofort der Regierung zu entsagen, wartete er nur auf diesen Zeitpunkt; da indessen der Fall eintrat, daß seine Gattin selbst in den Hallen des Palastes nicht ihres Lebens sicher war, als ein Vergiftungsversuch stattfand, änderte er seinen Sinn. Gestern eröffnete er mir und dem edlen Pellegrini, daß er mit Lucretia Nogarola vermählt sey, und daß er die Häupter des Adels auf heute zusammengerufen habe, um seine Verbindung zu veröffentlichen. Seine Ermordung vereitelte diesen Vorsatz."

„Wie Ihr sehet, gnädiger Herr," sagte Leoni trocken, als Bevilaqua geendigt hatte, „habe ich nur allzuklar geblickt, und mehr als zu sehr Recht gehabt, wenn ich Euch vor einer, von einem Theile unsers Adels im Finstern ausgebrüteten, Verschwö-

rung, an deren Spitze — leider muß ich es sagen — Euer Bruder stand, gewarnt. Alles war bereits so schön eingeleitet, Fürst Bartholomäo war mit der Tochter eines der Häupter der Unzufriedenen heimlich vermählt — oder soll es jetzt wenigstens gewesen seyn — die Dame beklagt sich über lebensgefährliche Nachstellungen, die Ehe sollte öffentlich proklamirt werden, vielleicht ist auch schon ein Thronerbe vorhanden, der unzufriedene Adel wird versammelt, plötzlich aber zerreißt Unbesonnenheit und Eifersucht den Faden, der so schön gesponnen; Fürst Bartholomäo ist nicht mehr, und es bleibt weiter nichts übrig, als sich an dem Treuen zu rächen, der den Verschwörern längst ein Dorn im Auge war. Daß aber aus diesem Plane nichts werden wird, dafür bürgt mir die Weisheit Eurer Hoheit, zu Deren Füßen ich hiermit bis zu Austrag der Sache mein Schwert niederlege. — Ich betrachte mich für jetzt als Gefangenen."

„Behaltet Euer Schwert, Ritter Leoni, ich kenne Eure Treue;" fiel Antonio ein, indem er dem Ritter die Hand zum Kusse reichte. — „He! Wachen!" setzte er mit lauter Stimme hinzu.

Eine Anzahl deutscher Leibwächter stürzten in den Saal.

„Verhaftet die vier Brüder Malaspina und führt sie in das Verließ!“ gebot jetzt der Herzog.

„Ha, was ist das?“ rief Bevilaqua, als die Deutschen über die Genannten herfielen und sie entwaffneten. „Bedenkt, gnädiger Herr“ —

„Ich habe Alles bedacht!“ fiel Antonio herrisch ein. „Ich weiß meine Treuen von den Verräthern zu unterscheiden.“

„Also keine Gerechtigkeit, keine Genugthuung für den Tod Eures Bruders und die beabsichtigte Ermordung meiner Tochter?“ rief wild der alte Nogarola. „Wohlan denn, tyrannischer Sohn eines tyrannischen Vaters —“

„Hinaus mit dem Unsinnigen! Hinaus!“ schrie der Herzog. „Dankt es meiner Milde und Eurem Alter, daß Ihr nicht im tiefsten Kerker Eure Frechheit büßet.“

Der Alte wurde, unter lauten Verwünschungen, durch die Wachen zur Thür hinausgeführt.

„Unter diesen Umständen,“ sagte Bevilaqua kalt, „bleibt mir nichts übrig, als die mir von Eurem

Vater verliehene Stelle eines geheimen Rathes hiermit niederzulegen."

„Das nämliche thue auch ich!" setzte Pellegrini hinzu.

„Ihr thut Beide nur was ich längst gewünscht;" entgegnete sichtlich erheitert der Herzog. „Ich denke mich ohne Euch behelfen zu können."

„Daran ist nicht zu zweifeln;" entgegnete Jener einfach. „Da ich aber nun die Verwaltung meines Amtes aufgegeben habe, und dies von Euer Gnaden genehmigt worden, so protestire ich hiermit als einfaches Mitglied der Signoria des Herzogthums gegen die von Euch begangene Rechtsverletzung und Versagung gesetzlicher Untersuchung, ich thue dies hiermit schriftlich" — er zog ein Papier aus dem Busen — „in meinem Namen und in dem der unterzeichneten Ritterschaft, und gehe, um außer den Gränzen Eures Landes einen Richter aufzusuchen, dem da Gewalt gegeben ist, zwischen uns zu entscheiden."

„Auch ich! — Auch ich! — Wir Alle!" tönte es rings im Kreise des Adels.

„Geht! — Geht Rebellen!" tobte der Herzog,

indem er Bevilaqua das Papier aus der Hand riß und es auf den Boden warf. „Wendet Euch an Kaiser und Reich, ruft meine Feinde auf, ich trotze Euch Allen. — Jetzt fort! — Fort aus meinen Augen.“

In wenig Augenblicken war der Saal leer und der Herzog mit Leoni allein. —

So sehr auch dieser seinen Herrn zu beruhigen suchte, so machte es doch auf letztern einen ungemeinen Eindruck, als er vernahm, daß noch im Laufe des Tages Bevilaqua, Pellegrini, Nogarola, und mit ihnen der größte Theil des Adels, die Stadt verlassen hatten. Seine Besorgnisse vermehrten sich noch, als er hörte, daß jene Drei sich nach Mailand begeben hätten. Um auf alle Fälle gerüstet zu seyn, vermehrte er sein Heer und ließ unter der Hand ausbreiten, es seyen eigentlich die Brüder Malaspina, die entweder den Herzog Bartholomäo ermordet, oder doch die Veranlassung zu einem Zwiste zwischen ihm und Galvano gegeben hätten. Diese Machinationen halfen indeß wenig. Der Adel murrte laut, das Volk stiller; Venedig lauerte, Galeazzo Visconti machte sich bereit, um,

wie der Adler auf die längst beobachtete Beute, auf Verona loszustürzen. Carrara rüstete sich zum Kriege. Antonio zog jetzt so viel Truppen zusammen als er nur konnte, er suchte sein Betragen durch Denkschriften bei den benachbarten Staaten zu rechtfertigen, aber selbst die wenigen Anhänger die ihm geblieben waren, dienten ihm nur lau, seine Sache schien verloren ehe sie noch vertheidigt war; selbst seine Gemahlin verließ ihn und begab sich zu ihrer Familie. Unter diesen Umständen rückten Visconti und Carrara, umgeben von dem racheforderndcn Adel Verona's, heran, ihre Schaaren wurden überall mit offenen Armen aufgenommen, die Thore der Städte und der festen Burgen öffneten sich. Bei Alle Brentelle — dem Lustschloß, womit Antonio seinen Günstling begaben wollte — kam es zum Treffen. Antonio ward total geschlagen, er entfloh von Leoni begleitet, Niemand wußte wohin, und Visconti zog triumphirend in Verona ein. — — —

Es war wenige Monate später, der Regen strömte herab und der Wind heulte durch die Schluchten der kahlen Appeninen, als bei finsterer Nacht zwei Wanderer, auf einem von den Wassergüssen zer-

rissenen Gebirgspfade, bis auf den Tod ermüdet, daher wandelten. Die Gegend war trostlos und öde, stundenweit kein Dorf, rings umher nichts als Gestrüpp, bestehend aus verkrüppelten Feigenbäumen, den vielfach verschlungenen Aesten des Perückenbaumes und einigen durchlaufenden Brombeerranken.

„Ich kann nicht mehr, Leone! Mögen sie mich fangen, fesseln, nach Mailand oder Padua schleppen; ich kann nicht weiter;" sagte erschöpft der erste jener Wanderer, welche Niemand anders als Antonio und sein Günstling waren.

„Nur noch wenige Schritte, gnädiger Herr!" sagte ermuthigend der Ritter, indem er diesen unter dem Arm faßte. „Ich weiß es gewiß, ich sah ein Licht glänzen, es muß eine menschliche Wohnung in der Nähe seyn."

„Und wäre es auch der Fall!" entgegnete Antonio muthlos; „was könnte es mir helfen. Wo Menschen sind, sind Angeber; wer würde nicht gern den Preis verdienen wollen, den meine Feinde auf meine Gefangennehmung gesetzt haben?"

„Dagegen läßt sich nichts einwenden;" erwiederte Leoni kalt. „Bietet man aber einem solchen

einen höhern Preis, so dient Euch der Angeber zu einem Führer bis auf päpstliches Gebiet, wohin wir nur noch wenige Meilen haben können, und Ihr seyd dann bei weitem weniger gefährdet, in Rom aber in voller Sicherheit."

„Sicherheit? Nichts weiter?" sagte Antonio bitter. „Du bist ein leidiger Tröster."

„Ich sollte meinen," sagte der Ritter mit einem Anklang von Hohn. „Sicherheit der Person wäre vor der Hand das, was uns am meisten Noth thäte; man muß in unserer Lage eben nicht allzuviel vom Schicksal verlangen. — Aber täusche ich mich nicht, so ist dort an dem Abhange wirklich eine menschliche Wohnung."

So war es auch. In einer ziemlich verborgenen Schlucht an der Abdachung eines unwirthbaren Bergrückens, fast nur hundert Fuß abwärts zu den Füßen der Wanderer lag eine elende Hütte, welche die letztern selbst in der tiefen Dämmerung schon früher hätten erblicken müssen, wenn sie der in Strömen herabschießende Regen nicht daran verhindert hätte. In wenig Augenblicken standen sie an der Thür der Barrake und riefen um Einlaß. Niemand antwor=

tete; erst als sie Anstalt machten, die Thüre zu erbrechen, ward aufgemacht. Ein altes Mütterchen mit gekrümmtem Rücken, den Kopf — wie es schien, der Gicht wegen — so verhüllt, daß man nur ein paar stechende Augen und die Spitze der Nase bei'm Schimmer des Lämpchens, das sie in der Hand hielt, gewahren konnte, trat ihnen entgegen und lud sie mit einem verdrießlichen Gemurmel ein, in's Zimmer zu treten.

Das letztere sah mehr wie ein Stall als wie eine menschliche Wohnung aus. In einer Ecke befand sich ein Heerd, auf welchem trockenes Reisig glimmte, darneben stand ein roh behauener Klotz, der einen Tisch vorstellte, vier kleinere, zu Sesseln dienende, waren zur Seite. In einem entfernten Winkel war eine Streu von Laub und Moos bereitet. Wie es schien war sie auf mehrere Menschen berechnet; das Lager der Alten, vermöge einiger darüber gebreiteter Decken eine etwas größere Bequemlichkeit bietend, war dicht daneben.

So wie die Wanderer in die Stube traten, erhob die Wirthin das Lämpchen und betrachtete aufmerksam ihre Züge; plötzlich ließ sie dasselbe fallen.

„Ei San Giovanni und Paulo sey es geklagt!" rief sie jammernd. „Ein Unglück kommt doch nie allein! Haben meine Söhne — arme Hirten, liebe Herren — mich bei dem Mordwetter allein gelassen und sitzen gewiß dort unten in der Ebene in einer Kneipe bei einem Becher Montepulciano, und jetzt werfe ich noch die Lampe weg."

„Nun das letztere Unglück wäre nicht so groß," meinte Leoni, indem er seinen und des Fürsten Hut und Mantel abnahm und solche über eine Stange hing, um das Wasser ablaufen zu lassen. „Ihr müßt sie auf's Neue mit Oel anfüllen und wieder anzünden."

„Ja, wenn ich Oel hätte!" rief die Alte. „Aber da fehlt's, Signori; kein Tröpfchen im Hause."

„Hat auch nichts zu sagen;" entgegnete der Ritter. „Wir wollen das Nest schon erleuchten."

Mit diesen Worten warf er einen Haufen Reisig auf die Kohlen."

„O weh, meine Augen! Mann, seyd Ihr des Henkers?" rief die Alte, sich die Tücher noch dichter um den Kopf hüllend. „Ich kann durchaus keinen Feuerglanz vertragen, er blendet mich zu sehr."

Das Feuer loderte indeß empor. Der Ritter wie sein Begleiter warfen die Augen im Gemache umher und nahmen dicht am Lager der Alten, außer einigen Kisten, noch einige Schwerter, eine Lanze und zwei Armbrüste wahr. Beide blickten sich bedeutungsvoll an.

„Ihr wundert Euch gewiß über jene Waffen!" sagte die Greisin, sich auf ihr Lager, den Kopf vom Feuer weggewendet, niederhockend. „Ja, es ist erschrecklich! Selbst der Arme muß sich in dieser Gegend zur Vertheidigung fertig halten. Meine Söhne handeln mitunter mit Vieh und da reizen selbst ein paar Liren oft die Habsucht."

„Wann erwartet Ihr Eure Söhne zurück? — Würden sie uns für eine gute Belohnung bis gegen Siena hin als Wegweiser dienen können?" fragte der Ritter.

„Ei, warum das nicht?" fiel schnell die Alte ein. „Die guten Jungen verdienen sich gern ein Stück Geld, und Führer — nun, ich will sie nicht rühmen, aber sie kennen jeden Fußsteig im Gebirge."

„Und wann denkt Ihr, daß sie zurückkehren?" fragte der Ritter.

„Da sie jetzt noch nicht hier sind, so kommen sie auch nicht vor Tagesanbruch — “ meinte Jene.

„Dann können wir sie nicht erwarten, wir müssen ehe der Tag anbricht, bereits auf römischem Gebiete seyn;“ bemerkte Antonio etwas vorlaut.

„Hat's solche Eile mit Euch?“ fragte die Wirthin. „Aha, ich merke wohl, Ihr habt Ursache die Straße zu vermeiden. — Nun, meinetwegen, was geht es mich an? — Ihr mögt auch nicht Unrecht haben, besonders wenn Ihr etwas von den Mailändischen zu besorgen habt. Vor Sonnenuntergang ritt ein ganzer Trupp von ihnen da drüben den Berg hinauf. Einzelne waren in allen Dörfern gewesen und hatten bekannt gemacht, daß Jeder, dem es gelänge den Herzog von Verona gefänglich einzuliefern, zehntausend Goldliren, und für dessen Begleiter fünftausend empfangen sollte. Nun, ich denke, der Visconti wird wohl das Geld in der Tasche behalten müssen, denn die Vögel, die er fangen will, sind längst über alle Berge.“

„So? woher wißt Ihr das?“ fragte Antonio sichtlich erheitert.

„Es heißt allgemein, der Veroneser Fürst sey

nach Deutschland entflohen;" entgegnete die Alte. — „Das wird jedoch" — setzte sie nach einigen Augenblicken Schweigens hinzu — „dem Mailänder gewaltig im Kopfe herumgehen, und er dürfte es den Anhängern seines Gegners, wenn sie in seine Hand fielen, aus Rache und Aerger übel entgelten lassen. Gehört Ihr zu ihnen, so thut Ihr wohl, bis Tagesanbruch hier zu bleiben, und meine Söhne geleiten Euch dann für eine kleine Belohnung in's tiefere Gebirge, wo Ihr nicht nur sicher seyd, sondern wo Ihr durch ihre Vermittelung auch Wegweiser nach Siena finden werdet."

„Wir gehören zwar nicht zu den Leuten, von denen Ihr sprecht," sagte Antonio, als die Alte schwieg, „aber wenn die Straßen von den Mailändischen erfüllt sind, so ist es für ein paar einzelne Wanderer eben nicht gerathen die Heerstraße aufzusuchen. Da Ihr also meint, daß Eure Söhne mit Tagesanbruch zurückkehren und uns als Führer dienen würden —"

„Ich muß mich durchaus gegen jedes lange Verweilen erklären, mein werther Freund!" fiel Leoni ein, ohne den Fürsten ausreden zu lassen.

„Bis zur Gränze kann es nicht weit seyn, und von dort ist mir der Weg nicht unbekannt.“

„Ihr wollt fort? Fort in diesem gräßlichen Wetter?“ rief die Alte lebhaft. — „Hört nur, wie der Sturm um die Hütte saust und der Regen auf das Dach schlägt. — Und dann der Weg über den Bergrücken dort drüben! Kenntet Ihr diesen, Ihr würdet an kein Weitergehen denken; lauter Abgründe rechts und links. Es ist nicht möglich, daß Ihr in diesem Wetter Euch zurecht findet und glücklich hinüber kommt.“

„Es wird schon gehen, wir sind an solche gewöhnliche Reisezufälle gewöhnt;“ sagte Leoni, unruhig auf die Gewehre im Winkel blickend.

„Ich bitte Euch, bleibt!“ rief die Alte immer dringender. „Ihr seyd verloren wenn Ihr geht. Vielleicht kommen meine Söhne früher als mit Tagesanbruch; vielleicht in einer Stunde oder noch eher.“

„Und das fällt Euch jetzt erst ein? Vorhin sagtet Ihr doch, daß sie jedenfalls erst mit Anbruch des Tages zurückkehrten;“ sagte Leoni scharf, indem er zugleich den Herzog bedeutungsvoll anblickte.

„Habe ich das gesagt?“ fiel die Greisin ein. „Nun, ich dachte, wenn meine Söhne einmal hinter dem Weinkruge säßen, so könnten sie sich wohl bis zum Morgen verspäten, aber nein, sie kommen gewiß früher, sie kommen bald, es sind sehr gute Kinder, die ihre Mutter sehr lieb haben und mich nicht so lange in der Angst lassen werden.“

Antonio war indessen bis an die Thüre der Hütte gegangen, er hatte letztere ein wenig geöffnet und sie dann wieder geschlossen.

„Das Wetter ist furchtbar!“ sagte er zurückkehrend. „Ich dächte wir blieben hier und erwarteten den Morgen.“

„Durchaus nicht, mein edler Freund!“ versetzte Leoni fest. „Dicht hinter der Gränze finden wir ein Unterkommen, dort wollen wir bleiben.“

„Ich gestehe Euch offen daß ich so erschöpft bin, daß ich fürchte nicht bis dahin gelangen zu können!“ sagte Antonio.

„Habt Ihr nicht etwas Stärkendes, einen Trunk Wein, einen Bissen Brod, oder etwas Aehnliches für meinen Freund?“ fragte Leoni die Alte.

„Die beste Stärkung würden ein paar Stunden Schlaf seyn;“ erwiederte die Wirthin. „Ich dächte, Ihr legtet Euch ein wenig zur Ruhe, inzwischen kochte ich Euch ein Süpplein — irre ich nicht, so ist noch ein Schluck Wein in dem Kruge, den mein Paulo zurückgelassen — das würde Euch wohl thun; vielleicht kehrten meine Kinder indeß zurück.“

„Nein! Nein!“ rief Leoni lebhaft. „Wir bleiben auf keinen Fall. — Aber Ihr spracht von Wein. Gebt solchen her und nehmt dies zum Lohne.“

Mit diesen Worten warf der Ritter der Alten eine Silbermünze zu.

„Nun, wenn Ihr es denn nicht anders haben wollt!“ rief die Wirthin, und erhob sich von dem Lager, so sollt Ihr einen zwar nur sparsamen, aber desto kräftigeren Trank haben; es ist ein guter Montepulciano, der meinem seligen Andrea einst schon so gut geschmeckt, daß er sich daran in's Grab getrunken.“

Mit diesen Worten öffnete die Alte eine Kiste, kramte lange Zeit darin und brachte endlich einen irdenen Becher zum Vorschein, den sie mit Wein

aus einem Kruge füllte, der hinter ihrem Lager verborgen war.

„Hier, edle Herren!“ sagte sie, indem sie Antonio das Trinkgeschirr reichte. „Möge der Trank Euch wohl bekommen.“ —

Der Herzog trank mit einem Zuge die Hälfte des Weins und reichte dann das Gefäß seinem Günstlinge.

„Der Wein hat einen sonderbaren Nachgeschmack!“ sprach der Ritter, als er getrunken hatte. „Euer seliger Andrea hat einen kuriosen Gusto gehabt, wenn er sich an ihm zu Tode getrunken; mir würde das nicht passiren können.“

„Wer weiß, wer weiß!“ rief die Alte kichernd. „Mein Andrea dachte es auch nicht als er trank, aber die Wirkung blieb dennoch nicht aus. — Seht, lieber Herr, der Wein ist ächter Montepulciano, er schmeckt etwas nach Erde, und das ist eine Art von memento mori — ich glaube, so nannte es unser Herr Pfarrer, als dem armen Andrea Sand auf die Nase geschaufelt wurde — für den, der zu viel davon trinkt.“

Die Wirthin schenkte noch einmal ihren Gästen

ein, und Leoni wollte behaupten, daß sich der eigenthümliche Nachgeschmack des Weins etwas verlöre, sobald man wiederholt davon genösse. — Der Ritter fing bereits an, vom Aufbruche zu reden, als Antonio ihn bat wenigstens noch ein paar Minuten zu warten, da er eine Art Schwindel fühle, welchen er der frühern übermäßigen Erschöpfung und der jetzt durch den Wein bewirkten Aufregung zuschrieb.

Schnell erhob sich die Alte von ihrem Sitze.

„Ich will Euch einen frischen Trunk aus dem nahen Bergquell, dicht hinter der Hütte holen, er schlägt die Dünste des Weins nieder!“ sagte sie rasch und humpelte hinaus.

„Per Dio“ rief Antonio auf einmal. „Mir wird ganz sonderbar zu Muthe, ich sehe nichts mehr, es dunkelt mir vor den Augen.“

„Auch mir;“ sagte Leoni, indem er sich den Schweiß von der Stirne wischte. „Mir ist übel — sehr übel. — Sollte der Wein vielleicht —“

Der Ritter hatte seine Rede noch nicht vollendet, als plötzlich Antonio vom Sessel stürzte.

„Madonna!“ rief Leoni und wollte aufspringen,

aber in demselben Augenblicke fing auch er an zu taumeln und fiel an die Seite seines Herrn. — Alle Versuche sich aufzuraffen mißlangen, in weniger als einer halben Stunde war der Herzog und sein Begleiter todt. — —

Es war ungefähr zwei Stunden später und etwa noch eine bis Tagesanbruch, das Feuer auf dem Heerde war fast erloschen und eine nur selten aufflackernde Flamme beleuchtete die bleichen verzerrten Gesichter der Todten, als außerhalb des Gemaches sich ein leises Geflüster hören ließ und die Thüre sich endlich langsam öffnete. Die Wirthin steckte zuerst den Kopf in's Zimmer, dann trat sie herein, ihr folgten drei bis an die Zähne bewaffnete Männer. Jetzt schritt die Alte zum Heerde, warf trokkenes Reisig auf die Kohlen, und als die Flamme hoch aufloderte, rief sie, wie triumphirend auf die Leichen zeigend:

„Seht her, Bursche! Hier liegen fünfzehntausend Goldliren." —

„Also wirklich!" rief erfreut der älteste der Männer, indem er die Todten genau betrachtete „Per

Baccho! Wahrhaftig es ist der Herzog und sein Günstling; ich habe sie oft genug gesehen."

„Morgen mache ich mich auf den Weg nach Mailand und hole das Geld!" jubelte ein Zweiter. „Alte, Du hast uns Alle übertroffen! In einem Monate haben wir auf der Straße nicht so viel gewonnen, wie Du in unserm alten Rattenneste."

„Hm! Ich hätte Dir kaum so viel Muth zugetraut, ihnen mit eigner Hand vergifteten Wein zu reichen;" meinte der Dritte. „Es ist doch immer ein Unterschied, so ein Tränkchen zusammen zu brauen, oder es Jemanden selbst zu reichen; überdem war es doch ein Fürst —"

„Der Sohn des Mannes, der mich elend gemacht, der mich dahin gebracht, mit Kerlen wie Ihr zu verkehren!" rief die Alte wild. „Ha! nicht immer war dies Antlitz so entstellt" — setzte sie hinzu, indem sie sich die Umhüllung vom Haupte riß und die Züge der „Alten von Sabioncello" sichtbar wurden. „Das Laster und das Elend haben vor der Zeit ihre Klauen hineingeschlagen. Jung und unerfahren kam ich mit meinem Vater, einem

reisenden Kräuterhändler, von der heimathlichen Küste nach Verona. Can Signorio, damals jung, verführte mich; mein Vater starb vor Gram. Als mein Aeußeres ihn nicht mehr reizen konnte, bediente er sich meiner, andere Opfer seiner Lust in's Garn zu locken; so ward ich das was ich bin. — Warum sollten auch Andere nicht werden, was ich war, und leiden, was ich litt? — Mitleid mit seinem Sohne? — Hat der Vater Mitleid mit mir gehabt, oder mit andern Opfern seiner Lust? — Als ich unglücklich war, unglücklich geworden durch das Laster, verlernte ich Mitleid zu haben. Auch mit Lucretien Nogarola fühlte ich kein Mitleid. Wollte nicht ihr Vater mich aus der elenden Hütte treiben, weil ich seiner Schwester eine Orange gereicht, die ihr nicht bekam? Warum hätte ich ihr nicht die Orange reichen sollen? Ich war damals noch jung und schön, ich liebte meinen Verführer und sie hatte mir ihn abwendig gemacht. — Geht Burschen! Geht morgen nach Mailand, bringt Visconti die frohe Botschaft, daß das Geschlecht der Scala erloschen, und meldet ihm, daß ein altes elendes Weib es war, das, wie einen verglimmen-

den Lampendocht, den letzten Funken ausgetreten, der unter Mastin dem Ersten wie ein Stern aufgegangen war und unter Can Grande wie eine Sonne geleuchtet hatte. — Ihr dürft nicht fürchten daß man Euch den Lohn meiner That vorenthalte, Euch wohl gar wegen dem Morde eines Fürsten zur Verantwortung ziehe. Der Tod des letzten Scala nützt dem Herzoge von Mailand, und was nützlich ist das ist stets auch wohlgethan.“ —

Die Megäre hatte richtig geurtheilt. Visconti nahm die Nachricht vom Tode Antonio's mit Jubel auf; die Ueberbringer erhielten die Belohnung. — Mailand, Padua und Venedig machten sich längere Zeit das Erbe des Hauses Scala streitig, bis endlich der Löwe des heiligen Markus seine starke Klaue über das ganze Herzogthum ausstreckte. —

Von Lucretien Nogarola meldet uns die Geschichte nichts weiter. Einer Tradition nach starb sie in einem Kloster am Gardasee, wohin sie sich, als in ein Asyl, zurückgezogen hatte.

---

Druck von C. P. Melzer in Leipzig.

In demselben Verlage erschien:

# Lilien.

## Taschenbuch

historisch-romantischer Erzählungen für 1842,

von

**C. v. Wachsmann.**

Fünfter Jahrgang, mit 6 Stahlstichen und höchst elegant gebunden.

Preis: 2⅓ Thlr. = 3 Fl. 30 X. Conv.-Mze.

**Inhalt:**

Die Tochter der Wüste. — Geknickte Blumen, zertretene Blüthen. — Der zerbrochene Ring. — Die Hexe von Oudewater.

---

Ferner:

## Ideale weiblicher Anmuth.

Ein Album für jedes Alter, in höchst gelungenen Stahlstichen. Heft X—XII.

Preis 15 Ngl. = 45 X. Conv.-Mze.

**Inhalt:**

Lucretia. — Antonia. — Rosa Maria. — Bretislawa. — Editha. — Magdalena.

---

In demselben Verlage erschien:

# Lilien.

## Taschenbuch
historisch-romantischer Erzählungen für 1842,

von

**C. v. Wachsmann.**

Fünfter Jahrgang, mit 6 Stahlstichen und höchst elegant gebunden.

Preis: 2⅓ Thlr. = 3 Fl. 30 X. Conv.-Mze.

**Inhalt:**

Die Tochter der Wüste. — Geknickte Blumen, zertretene Blüthen. — Der zerbrochene Ring. — Die Hexe von Oudewater.

---

Ferner:

## Ideale weiblicher Anmuth.

Ein Album für jedes Alter, in höchst gelungenen Stahlstichen. Heft X—XII.

Preis 15 Ngl. = 45 X. Conv.-Mze.

**Inhalt:**

Lucretia. — Antonia. — Rosa Maria. — Bretislawa. — Editha. — Magdalena.

---